

Die Animation deutsch-  
französischer Begegnungen  
und die Bedeutung der  
Geschichte  
- Eine Problemskizze -

*Redaktion des Syntheseberichtes: Jeanne Kraus (U.F.C.V.)*

# Inhalt

Einleitung	3
I. Ein Blick in den Spiegel der Praxis	6
Der Animateur: ein sozialer Mittler	7
Ähnlichkeiten	12
II. Das Verhältnis zur Nation und zur Geschichte	27
Zur Definition des Begriffs Geschichtsbewußtsein und seiner Funktion	32
Die verdrängte Vergangenheit: Geschichtsbewußtsein in der Bundesrepublik Deutschland	35
Die mystifizierte Vergangenheit: Zum Geschichtsbewußtsein in Frankreich	41
Die sozialen Prägungen unserer Forschungsseminare	54
III. Der zerbrochene Spiegel (Infragestellung der binationalen Animation)	65
Zunehmende Autonomie von Personen und Gruppen	65
Zeitliche Beziehungen zwischen Seminar und Alltag	70
Die Ursachen der Uneinigkeit	72
Welche Bedingungen für eine binationale Animation?	77
Nachwort	85

## Einleitung

„Konzeptionen und Methoden der Jugendarbeit in Deutschland und Frankreich“ war das Thema eines vor zwanzig Jahren durchgeführten fortbildungsorientierten Forschungsprogramms, eines der ersten seiner Art in der Geschichte des DFJW.

Die Beiträge dieses Arbeitstextes haben darin ihre ersten Wurzeln sowie in zwei anderen ähnlich gelagerten Projekten: Es ging dabei darum, aufzuzeigen, daß Animation nicht irgendeine zentrale “Technik“ ist, derer sich Animateure bedienen, um Gruppenprozesse zu beeinflussen und zu begleiten. Animation ist vielmehr kulturell geprägt, sei es durch die Persönlichkeiten der Animateure, sei es weil die Methoden aus einem nationalen Kontext stammen und (oft auf den ersten Blick nicht erkennbare) kulturelle Traditionen und Wertentscheidungen mit transportieren.

Dies zu verdeutlichen, erscheint um so wichtiger, als die heute im deutsch-französischen Feld tätigen Animateure oft nicht so lange in diesem Feld bleiben, um genug Erfahrungen mit Methoden zu sammeln, so daß deren Relativität deutlich wird. Statt dessen erwarten sie universell anwendbare „Rezepte“, um ihre Tätigkeit zu qualifizieren.

Hier Fragezeichen zu setzen, ist die Absicht der in diesem Arbeitstext versammelten Dokumentation.

Es wird darin eine Animationspraxis beschrieben, wie sie in den deutsch-französischen Begegnungen ausgeübt wurde und immer

noch ausgeübt wird. Es wird festgestellt, dass eine Animation, die den Schwerpunkt ausschliesslich auf die zwischen Deutschland und Frankreich vorhandenen Konvergenzen legt (wobei Leitidee ein ideales Kollektiv ist), auf eine Suche nach Harmonie und Verständigung hinausläuft, es nicht erlaubt, Schweigen, Unterschiede, Uneinigkeiten, Nicht-Verstehen mit zu berücksichtigen.

Um aber sowohl Harmonie als auch Dissonanz ihren notwendigen Platz in den Gruppenprozessen einzuräumen, muß man die Geschichte und nationale Identität (einschließlich allem was trennt) wieder in die Begegnungen integrieren. Nur um diesen Preis kann man damit beginnen, sich die Frage nach den möglichen Merkmalen einer binationalen Animation zu stellen.

In den fortbildungsorientierten Forschungsprogrammen sind die Teilnehmer an dem Thema interessierte Erwachsene, die es akzeptieren, sich persönlich infrage zu stellen. Sie sind zugleich Subjekt und Objekt dieser Forschung, deren Erkenntnisse zu ihrer eigenen Fortbildung beitragen. Die an dem Projekt, das den Anstoß für diesen Arbeitstext bildete, Mitwirkenden waren ehrenamtlich oder beruflich direkt an der Animation deutsch-französischer Jugendbegegnungen beteiligt und haben sich der Folge in unterschiedlichsten Berufen weiter für die deutsch-französischen Beziehungen engagiert. Die Forscher kamen aus unterschiedlichen Disziplinen der Humanwissenschaften, was eine Vielfalt der Gesichtspunkte zu diesem Thema ermöglichte.

In zwanzig Jahren hat sich die Situation allgemein verändert. Immer wo es möglich war, wurden die Texte vervollständigt bzw. leicht verändert, um dies zu berücksichtigen: den Fall der Mauer, die Globalisierung der Wirtschaft und der Information, die

Einschätzung der Jugendlichen von dem, was beim „Deutsch-Französischen“, in der europäischen Konstruktion wichtig ist.

Dieses setzt voraus, dass die deutsch-französischen Begegnungen ihren noch weitgehend apolitischen Charakter verlieren. Heute würde man sagen, dass sie zu einer besseren Kenntnis der internationalen Verflechtungen in der Ökonomie und der Information führen sollten. Ohne Berücksichtigung dieser politischen Dimension wird kein Lernen „des Zusammenlebens“ weder national noch international möglich sein.

Dieses Heft besteht aus redaktionell bearbeiteten Texten, deren Basis Beiträge von Jean-Loup Herbert, Remi Hess, Frank Michael Hohler, Jean Klein, Jeanne Kraus, Klaus Wenger bilden.

*Jeanne Kraus*

*Übersetzung der französischen Beiträge: Gisela Dreyer*

## I. Ein Blick in den Spiegel der Praxis

“ ... aber wie man so sagt, geschieht es häufig, daß die Karikatur auf einer tieferen Ebene wahrheitsgetreuer ist als die Realität. In ähnlicher Weise wirft eine Situation, in der zwei Sprachen gesprochen werden, ein neues und klärendes Licht auf die Gruppenphänomene<sup>1</sup>.

Inwieweit deckt eine solche dilinguale<sup>2</sup> Situation deformierte und karikaturhafte Aspekte der nationalen Animationspraktiken und Konzeptionen auf?

Animation kann in sehr unterschiedlichen sozialen Gruppen stattfinden: Jugendgruppen, Senioren, politischen Gruppen, Stadtteilgruppen, etc., die entstehen, weil sie sich eine affektive, ideologische oder institutionelle Aufgabe gestellt haben.

Die Gruppen, von denen im Folgenden die Rede ist, nämlich die forschungsorientierten Fortbildungsgruppen, haben, wenn sie sich bilden, in erster Linie einen institutionellen Charakter, wengleich dabei auch affektive und ideologische Aspekte im Spiel sind. Im Vergleich zu Gruppen, die in der sozialen Wirklichkeit stehen, sind es allerdings „künstliche Gruppen“, die von der Seminarsituation<sup>3</sup> geprägt sind. Das Thema „Animation“ wird dabei selbst zum Gegenstand, gelegentlich zum einzigen Inhalt. Die binationale Situation kann so also auch als „Auslösung einer

---

<sup>1</sup> In Anlehnung an J.R. Ladmira: „Pour une dynamique des groupes bilingues“ (Für eine Dynamik zweisprachiger Gruppen), 1978, in „Langage et Société“ Nr. 3, Februar 1978, SS. 3-47.

<sup>2</sup> „dilingual“ soll eine Situation bezeichnen; „zweisprachig“ eine Person.

<sup>3</sup> Ein Bruch mit dem Alltagsleben führt zu einer starken Konzentration auf die internen Phänomene der Gruppe.

Distanz, zu den nationalen Praktiken dienen.

### Der Animateur: ein sozialer Mittler

Seit nahezu zwei Jahrhunderten können wir ein sich permanent beschleunigendes Phänomen beobachten, das man als „weltweite Verbreitung des Staates“<sup>4</sup> bezeichnen könnte. Nach der Französischen Revolution hatte sich als erstes die jakobinische Macht in Frankreich kontinuierlich entwickelt.

Deutschland übernahm dann seinerseits im Prozeß der deutschen Einigung im 19. Jahrhundert die Idee eines Zentralstaats. Diese weltweite Verbreitung des Staates als vorherrschende soziopolitische Organisationsform hat heute alle Länder der Welt erfaßt, sowohl die entwickelten als auch jene Länder, die man als Dritte bzw. Vierte Welt bezeichnet. Hinzu kommen die neuen Staaten, die aus dem Zusammenbruch der kommunistischen Welt hervorgegangen sind.

Mit Erstaunen kann man immer wieder feststellen, welche paradoxe Formen das manchmal annimmt: Zum Beispiel wird der Mercedes oder der Marmorpalast des Präsidenten eines der neuen Dritte-Welt-Staaten, wo das Überleben nicht gesichert ist, zum Symbol für den unabhängigen Staat. An der Peripherie, nur wenige Schritte vom Präsidentenpalast entfernt, beginnen Armut, Unterentwicklung und Isolation.

Dieser weiter wachsende Zentralismus geht einher mit einer

---

<sup>4</sup> Zunahme der Anzahl an Staaten aber auch wachsende Verbreitung der westlichen Staatsauffassung.

zunehmenden Distanz zwischen Peripherie und Zentrum und ist inzwischen für jeden Bürger und in jeder sozialen Institution hier genau so wie in den Ländern der Dritten Welt spürbar.

Es erscheint uns sinnvoll, einmal die Probleme zu beschreiben, denen Institutionen und Personen begegnen, die sich in der einen oder anderen Form an der Nahtstelle zwischen diesen beiden Tendenzen bewegen.

Ist eine solche Situation nicht gerade kennzeichnend für *Animateure von Jugendgruppen*, da sie ebenfalls solche Verbindungsfunktionen übernehmen?

Der Jugendgruppenleiter (ähnlich wie Krankenpfleger, Erzieher, Lehrer) ist durch die Menschen, mit denen er zu tun hat, mit denen er arbeitet, mehr oder weniger intensiv in Kontakt mit der Peripherie. *In der Peripherie aber gilt er als Vertreter des Zentrums*. Indem er einer mehr oder weniger offiziellen, vom Staat geförderten Institution angehört, befindet er sich durch seine Anstellung (Gehaltszahlung) in direkter Abhängigkeit von einer zentralen Instanz. Dies gilt ebenso für Sozialarbeiter und Lehrer, die ähnliche Nahtstellen-Funktionen einnehmen.

Die Konfrontation zwischen Zentrum und Peripherie findet also auch auf seiner Ebene statt. Er muß wie alle anderen Zwischenträger den Widerspruch leben, der sich einerseits aus den Zielen des Zentrums und andererseits den vielfältigen Bedürfnissen der Jugendlichen ergibt, die angesichts der akuten Krise u. a. der Wirtschaft in ihrer großen Mehrheit kaum noch Illusionen haben, eine „Karriere“ zu machen ... Die heutigen Jugendlichen haben erheblich geringere Wunschvorstellungen an ihre Zukunft als die vorherigen Generationen in der Phase des Wiederaufbaus in



Frankreich und Deutschland und in den 30 „fetten“ Jahren („Les trente glorieuses“).

Es wurde schon gesagt, daß dieser Widerspruch (zwischen Zentrum und Peripherie) alle sozialen Berufe berührt. Dabei erfahren die Berufsgruppen, die mit Randgruppen der Bevölkerung (Alte, Behinderte, Geisteskranke, psychisch Behinderte, ... und in gewisser Weise auch Jugendliche) arbeiten, diesen Widerspruch intensiver und noch anders als die übrigen<sup>5</sup>. Dies gilt umso mehr, als das Zentrum immer weniger überzeugend wirkt, so gibt es z. B. in gewissen sozialen Brennpunkten Gebiete gibt, wo die einfachsten Menschenrechte nicht garantiert sind.

Auf die Globalisierung des Staates folgt eine Globalisierung der Wirtschaft. Sie bewirkt einen Rückzug des Staates aus ihrer Entscheidungssphäre, aber auch insgesamt einen Rückgang staatlicher Verantwortung und staatlichen Handels.

Das, was dabei auf individueller Ebene erlebt wird, geschieht aber auch auf der Ebene der Institutionen.

So besteht – um ein konkretes Beispiel zu nehmen – der Auftrag des „Deutsch-Französischen Jugendwerks“ (DFJW), das 1963 durch de Gaulle und Adenauer gegründet wurde, darin, mit Jugendlichen zu arbeiten (siehe Richtlinien).

Als Institution befindet sich das DFJW in unmittelbarer Nähe der zentralen Instanz. Die Mitglieder des Kuratoriums haben hohe

---

<sup>5</sup> Zu diesen Problemen s. Remi Hess „Centre et Périphérie“, Toulouse, Privat 1978; und auch Remi Hess „Le temps des médiateurs. Le socioanalyste dans le travail social“, Paris, Anthropos, 1981.

Funktionen in nationalen Institutionen z.B. in Ministerien für Jugend, Erziehung oder Bildung (Universitäten) oder als Vertreter von Jugendverbänden. Der Generalsekretär und sein Stellvertreter werden von den beiden Regierungen ernannt.

Das DFJW wurde allerdings nicht geschaffen, um nur mit der für das Zentrum in den beiden Ländern repräsentativen Bevölkerung zu arbeiten, sondern es ist für alle Jugendlichen da. Nach den Richtlinien des DFJW werden die Jugendlichen nicht ausgewählt, weil sie sich in der Nähe der zentralen Instanzen befinden (beispielsweise in Frankreich: Studenten der ENA und der „Grandes Ecoles“ wie „Sciences Po“). Nein, in den Richtlinien wird ausdrücklich gesagt, daß die gesamte Jugend der beiden Länder angesprochen werden soll, ob Schüler oder Berufstätige, ob zweisprachig (was ja in jedem binationalen Kontext ein wesentliches und äußerst seltenes Privileg ist) oder einsprachig (die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen in Frankreich und Deutschland).

Man kann sich durchaus vorstellen, mit welchen unterschiedlichen Anfragen die Abteilungen des Jugendwerks konfrontiert werden, wie sie ständig zwischen den Forderungen des Zentrums und denen der verschiedenen Peripherien hin und her gerissen werden, ob sie sich in einem Spannungs- oder Konfliktverhältnis zu ihnen befinden oder nicht.

Auf individueller Ebene ist diese Vermittlungsfunktion zwischen Realitäten mit widersprüchlichen Forderungen oft extrem schwer auszuhalten. Wie sich der Animateur in Spannungs- und Konfliktsituationen auch immer verhält (wie sie einer anwachsenden Zahl von Jugendlichen auferlegt werden, denen es schlecht ergeht), er wird sich unbeliebt machen. Der Widerspruch

zwischen den Ansprüchen der politischen Machthaber und denen der Basis dominiert alles: manchmal bis hin zur Zerstörung oder Auflösung der sozialen Vermittler („relais“).

Das Unvereinbare miteinander in Einklang bringen, so könnte der Auftrag dieser Vermittler an den heiklen Punkten des Widerspruchs – der Animateure, der Erzieher von Jugendlichen – umschrieben werden.

Es ist völlig klar, daß eine solche Position nicht lange ausgehalten werden kann. Jeder, der sich darin befindet, muß sich entscheiden, welcher Seite dieser beiden Pole er Vorrang einräumt.

Wenn er zu stark zur Peripherie (soziale Brennpunkte, benachteiligte Stadtviertel, verarmte Bevölkerung) tendiert, dann begibt er sich selbst – aus der Sicht des Zentrums – in eine Abseitsstellung. Die zentrale Instanz wird alles versuchen, um ihn loszuwerden. Gerichte und Verwaltung stützen sich oft gegenseitig, um einen Abweichler ins Abseits zu drängen. Dabei vergißt die zentrale Instanz, daß sie die Verbindung zu dem ihr *Unbekannten* verliert und daß dieses ihr immer mehr entgleitet. Das Zentrum reagiert, indem immer wieder neue Vermittlungsrollen (neue Sozialarbeiter, anderen Vermittler aller Art) geschaffen werden, wohingegen das Auflehnen gegen den Staat<sup>6</sup> zunimmt durch mangelndes zivilisiertes Verhalten, u. a. durch Vandalismus in „heißen Nächten“ u.s.w.

Für viele, die als Vermittler bzw. in Verbindungsstellen arbeiten,

---

<sup>6</sup> In Frankreich ist „der Staat“ der Gegner, in der Bundesrepublik ist es öfter der Andere, Fremde, Behinderte...

ist die Versuchung, sich eher mit den zentralen Instanzen zu verbinden, sehr stark verbreitet..., selbst wenn damit – zunächst ein wenig, dann immer mehr – die eigentliche Aufgabe – die Daseinsberechtigung – des Animateurs, des Lehrers, des Theoretikers, des Experten in Vergessenheit gerät. So überrascht es auch nicht mehr, Lehrer anzutreffen, die durch das Wissen im Zentrum, welches sich immer mehr verstärkt, den Kontakt zu denjenigen verloren haben, an die sich ihre Anhäufung intellektuellen Wissens eigentlich richtet.

Im sozialen Bereich ist es nicht mehr denkbar, daß Forschung von Experten betrieben wird, die nicht in der sozialen Praxis stehen. In der Ausbildung, in der Animation muß Forschung eine Tätigkeit (eine Dimension) sein, die im Zusammenhang mit der Basis steht und im Kontakt mit der gesamten Bevölkerung, einschließlich derjenigen, die am Rande stehen, abläuft.

### Ähnlichkeiten

Es wurde in zahlreichen Begegnungen in Frankreich und in Deutschland deutlich, daß Animation in Deutschland wie in Frankreich eine Form *klerikaler* Funktionsausübung ist, die sich vom emotionalen, familiären und sonstigen sozialen Leben des Animateurs abgetrennt sieht. Dieser Klerikalismus ist anscheinend nicht allein in den konfessionellen Verbänden verbreitet. Der Übergang von der Tätigkeit des Geistlichen hin zu der des Lehrers und des Sozialarbeiters schlägt sich bis heute im gesamten sozialen Bereich nieder (siehe: „Les socio-clerics“ (Die Sozialfunktionäre) Autorenkollektiv, Maspero, 1976). Ihr Engagement in diesen Verbänden steht an Stelle einer politischen Arbeit, aber ihre Tätigkeit wird – weder auf nationaler

noch auf internationaler Ebene – im Hinblick auf ihre politische Bedeutsamkeit hinterfragt, sondern lediglich als ein kulturelles und soziales Engagement angesehen.

Dieses Engagement hat mit Sicherheit zwar auch eine politische Bedeutung. Man kann jedoch sagen, daß die meisten Diskurse über Animation a-politisch sind in dem Sinne, daß so getan wird, als ob Konzeptionen und Methoden sich auf eine rein soziale und kulturelle Zielsetzung beziehen und als ob es möglich sei, diese in jeglicher politischen Organisation der Gesellschaft zu verwirklichen. So ist beispielsweise die einfache Forderung nach einer stärkeren Selbstverwirklichung des Menschen eine apolitische Forderung, denn es wird dabei nichts darüber ausgesagt, was diese Selbstverwirklichung be- bzw. verhindert. Weiterhin bleibt die Frage offen, wogegen man sich „hier und jetzt“ politisch engagiert und welche Solidarität mit welchen sozialen Bewegungen hergestellt werden soll.

In deutsch-französischen und anderen Begegnungen mit gemeinsamer Unterbringung ist man meistens weitgehend von der Welt abgeschnitten. Animation räumt den Vorrang dem ein, was in der Begegnung geschieht. Hinzu kommt, daß die Jugendlichen oft nicht sehr an der Organisation der Begegnung beteiligt sind. Sie sind das Objekt einer Animation und nicht genügend Subjekt ihrer eigenen Interessen.

In einem solchen Fall kann man gegebenenfalls sagen, daß Animation in den Begegnungen eher zum Selbstzweck zu werden scheint und sie es den Jugendlichen nicht erleichtert, sich ihr Leben selbst anzueignen und zu gestalten..

Durch Animation werden in gewisser Weise das Alltagsleben und

die Umwelt vom Seminarleben getrennt. Die Existenz der Teilnehmer wird durch die Seminarsituation geprägt, was die „sozial-psychologisierende“ Tendenz verstärkt. Diese hat automatisch einen integrativen Charakter, (selbst wenn sie vorgibt, die Unterschiede aufzuarbeiten), weil sie die politischen Dimensionen zugunsten der Empfindungen verdeckt. Schließlich lähmt sie eher, weil sie Differenzierungen, die eine bessere gegenseitige Kenntnis und eine Übernahme der Zieldefinition einer Begegnung durch die Gruppe erlauben könnten, nicht möglich werden läßt.

Meistens war es in den Forschungsseminaren durch Animation möglich, ohne all zu viel Angst aufkommen zu lassen, Trennung, Bruch, Konflikt zu thematisieren, wenn sie generell, also abstrakt angesprochen wurden; man war jedoch sehr selten in der Lage, die Phase der gegenseitigen Konfrontation und des gegenseitigen Akzeptierens der jeweiligen in einer Gruppe vorhandenen unterschiedlichen Tendenzen konkret anzugehen<sup>7</sup>.

In den Strukturen der Jugendarbeit werden oft Seminare mit gemeinsamer Unterbringung, wenn möglich auf dem Lande, in schwer erreichbaren und weit entfernten Gegenden, bevorzugt. Dieser Rückzug, bei dem das „Überleben“ des Individuums einzig und allein von der Gruppe abhängt, wirft Fragen auf, zumal auch eine Teilnahme am sozialen Leben der Tagungsstätte und deren Umgebung – selbst wenn so etwas manchmal gewünscht wird – praktisch nicht erfolgt. Sie bleibt meist höchst oberflächlich und beschränkt sich auf Kontakte touristischer Art.

---

<sup>7</sup> Dies kann möglich werden, wenn man die neuen insbesondere von Jacques Demorgon entwickelten Ansätze zu berücksichtigen weiß; siehe: „*Complexité des cultures et de l'interculturel*“, Ed. Anthropos, Paris, 1996.

Dies ist möglicherweise aber in den Augen der Teilnehmer gar kein Mangel, denn bei forschungsorientierten Fortbildungsveranstaltungen melden sich viele Teilnehmer an, die selbst auch Animatoren sind, mit einem so großen Bedürfnis danach, Schwierigkeiten ihres täglichen Lebens aufzuarbeiten.

Aber was ist das eigentlich, ein Teilnehmer? Ein latentes Modell der Animation erwartet von ihm zu jeder Zeit eine „seriöse“, intensive und kontinuierliche Mitwirkung.

Der Animator seinerseits hält es für seine Pflicht (oder es wird ihm zur Pflicht gemacht), bei seiner Rolle Grenzüberschreitungen zu unterlassen, insbesondere was den emotionalen Bereich angeht. Seine Rolle wird damit funktionalisiert und begünstigt die Homogenisierung der Gruppe nach Alter und oft auch noch nach den Geschlechtern. So wird ein pädagogisches System praktiziert, wodurch alle diejenigen ausgeschlossen werden, die in der einen oder anderen Weise „stören“. Diese Ausgeschlossenen passen nicht in die institutionellen Kästchen hinein, die sich auf Erkenntnisse begründen, nach denen „Gruppen von Gleichartigen“ von besonderem pädagogischen Wert seien. Selbst wenn es stimmt, daß „Peer“-Gruppen für die Entwicklung von Jugendlichen notwendig sind, kann damit noch nicht gerechtfertigt werden, daß Animation sich auf diese Art der sozialen Beziehungen reduziert. Durch solche organisatorischen Lösungen wird Animation auch in ihrer Funktion beeinträchtigt. Indem der Animator allen zur Verfügung stehen will, ist er schließlich für niemanden da. Das Leben alleine und das „Zölibat“ werden zum Modell des öffentlichen Lebens eines Animators. Die Entwicklung einer Gruppenemotionalität verschleiert lediglich die Tatsache, daß sich die Teilnehmer am Ende der Begegnung doch wieder allein mit sich selbst

wiederfinden.

Man gelangt so zu einer Form von Kollektivität, die man in gewisser Weise als „asozial“ bezeichnen könnte. Teilweise wird so in außerschulischen Veranstaltungen die gleiche emotionale Misere deutlich, die das Leben in der Schule kennzeichnet.

Es geht hier nicht darum, zu verlangen, daß es keine Unterscheidung zwischen privater und öffentlicher Sphäre im Leben der Animatoren und Lehrer gibt. Wir wollen nur dazu anregen, daß in der pädagogischen Beziehung die persönliche (kulturelle und soziale) Dimension der Animatoren deutlich wird, die selbst als ganzheitliche Personen eine Funktion innehaben. All dies bedarf natürlich je nach den Gruppen eines (mehr oder weniger expliziten) Aushandelns des Ausmaßes des „Zusammenlebens“.

Was steht hinter der Annahme, daß bereits eine Gruppe entsteht, wenn Deutsche und Franzosen mit einem Betreuungsteam an einem bestimmten Ort zusammenkommen?

Natürlich wird damit auch eine bestimmte Ideologie weitergegeben, die im übrigen nichts Binationales an sich hat. Es genügt nicht, zwanzig Individuen an einem Ort zu versammeln, um daraus schon eine Gruppe entstehen zu lassen. Man kann das zwar beschließen, aber es bleibt eine künstliche Situation. Es gibt nur dann eine Gruppe, wenn diese schon vorher bestanden hat. Eine Gruppe hat zwangsläufig eine Vergangenheit, eine Gegenwart und eventuell auch eine gemeinsame Zukunft. Jede andere zufällige Zusammenkunft an einem bestimmten Ort kann nur Gruppierung genannt werden. Eine solche Gruppierung kann nicht genau definiert werden, denn sie besteht im wesentlichen



aus sehr uneinheitlichen Einzelpersonen nicht nur auf individueller Ebene, was normal ist, sondern auch auf der Beziehungsebene im Verhältnis zu den anderen und zum gemeinsam Erlebten.

Es gibt Teilnehmer, die alleine kommen, andere wieder sind da, weil sie bereits jemanden kennen, einen Teilnehmer oder einen Teamer.

Es gibt die „Initiierten“, die bereits vergleichbare Erfahrungen gemacht haben und daher Ritual und Liturgie kennen. Es gibt auch ganz neue Teilnehmer, die sich am meisten durcheinander gebracht fühlen. Einige haben sich unabhängig von einem Verband angemeldet, andere kommen von dort (manchmal werden sie geschickt). In diesen Organisationen haben letztere eine Ausbildung erfahren und vertreten daher eine bestimmte Richtung oder Ideologie. Manche sind an der Thematik interessiert, andere haben bestimmte Bedürfnisse oder langweilen sich. Wieder andere kommen, weil sie sich langweilen wollen. Hier soll diese unerschöpfliche Liste abgebrochen werden, denn oft treten mehrere Faktoren gleichzeitig auf und unterstreichen noch die Zufälligkeit und Uneinheitlichkeit, die diese Gruppierungen charakterisieren.

In vielen nationalen, binationalen oder plurinationalen Begegnungen haben wir solche Gruppierungen aber nicht allein auf der Ebene der Teilnehmer sondern auch bei den Teamern. Mit anderen Worten: zwei in ihrem Status unterschiedliche Gruppierungen kommen zusammen und bilden eine größere Gruppierung.

Was eine Gruppierung ausmacht, ist der gemeinsame Ort. Wenn

dieser entfällt, fällt auch die Gruppierung auseinander. Die Gemeinsamkeit eines deutsch-französischen Seminars, bei dem man es mit einer Gruppierung zu tun hat, definiert sich also in erster Linie durch räumliche Gemeinsamkeit. Man muß dabei feststellen, daß es eine künstliche, zufällige, punktuelle, oberflächliche Einheit ist und auf Dauer ohne Interesse. Der Einfluß des gemeinsamen Ortes auf deutsch-französische Seminare im besonderen und auf Seminare überhaupt, scheint uns eine interessante Frage für zukünftige Forschung zu sein. Aber welche Institution würde es wagen, sich auf eine solche Forschung einzulassen? Wir können im übrigen ein anderes Experiment erwähnen, das wir in Vichy durchgeführt haben, bei dem die Teilnehmer und das Team in Dreier- und Vierergruppen auf verschiedene Hotels verteilt waren. Die Mahlzeiten wurden einzeln eingenommen. Essenbons konnten in zwölf verschiedenen Restaurants der Stadt eingelöst werden. Nur die „Arbeitssitzungen“ fanden gemeinsam in zwei Räumen statt. Hier konnte beobachtet werden, wie sich die individuelle Wahl in der Herausbildung kleiner Gruppen und ihrer Projekte vollzog.

#### Definitionen von Gruppen oder das verlorene Kollektiv

##### a) die vermeintliche Gruppe

Im allgemeinen wird angenommen, daß eine gemeinsame Aktion bzw. Reaktion ausreicht, eine Gruppierung in eine Gruppe zu verwandeln. Diese Konzeption ist gleichzeitig richtig und utopisch. Gewiß kann nicht verneint werden, daß eine gemeinsame Aktion – und besonders eine gemeinsame Reaktion – eine Bewußtwerdung und Solidarität in Gang setzen kann, die den Gruppenprozeß einleitet. Die Geschichte der Arbeiterbewegung des ausgehenden Neunzehnten und des

beginnenden Zwanzigsten Jahrhunderts hat uns dafür berühmte Beispiele geliefert. Bei Begegnungsprogrammen aber ist das utopisch, denn eine solche Aktionsgemeinschaft läßt sich nicht improvisieren. Wenn eine Begegnung eröffnet wird mit Fragen wie: Warum sind wir hier? Was wollen wir erreichen? Wieweit wollen oder können wir gemeinsam gehen? Welche Probleme können wir gemeinsam lösen und in welcher Form? Dann besteht nur eine geringe Chance, die Gruppierung in eine Gruppe zu verwandeln. Man stößt auf zahlreiche Widerstände, institutionelle oder andere deutsch-französische Differenzen, die fast immer durch augenblickliche Umstände bedingt sind, die aber unabhängig vom jeweiligen *hic et nunc* immer wieder auftreten. In manchen unserer Forschungsseminare entstand oft nichts anderes als eine Reproduktion negativer Utopie:

- Eine Utopie musste die Begegnung bleiben, weil es praktisch unmöglich ist, unter diesen Umständen eine Gruppe zu bilden. Man kann weder inhaltlich noch formal innerhalb von acht Tagen ein Ziel gemeinsam definieren und erreichen. Die Alltagsgewohnheiten, mit denen man das ganze Jahr über konfrontiert wird, können nicht so einfach über Bord geworfen werden; d. h. es kann nicht gelernt werden, als Gruppe mit anderen Regeln, unter anderen Voraussetzungen und in einer anderen Wirklichkeit zu leben.
- negativ, weil diese Art von Seminar vor allem ein Gefühl des Unbehagens, des Mißerfolges, der Entmutigung, der Gleichgültigkeit, der Überdrüssigkeit, der Verdrossenheit, der Resignation, der Aggressivität, der Frustration, der Leere und der Absurdität aufkommen läßt.

Natürlich kann unter solchen Bedingungen nur in Ausnahmefällen

aus einer Gruppierung eine Gruppe werden. Der Produktivismus, den wir häufig bei Abschluß der Seminare beobachten können, stellt sehr viel mehr den individuellen Versuch dar, einer starken Frustration zu entgehen, als daß er einen Willen zu gemeinsamer Aktion ausdrückt.

#### b) die aufgezwungene Gruppe

Um dieser Situation entgegenzutreten, scheint es für viele Animatore erforderlich, gleich zu Beginn des Seminars eine Aktionseinheit zu fordern. Die Teilnehmer melden sich dann für eine bestimmte Themenstellung an, und es wird von Anfang bis Ende ein gemeinsames Aktionsprogramm durchgezogen. Die Anmeldung beinhaltet in diesem Fall die Bereitschaft, ein Programm zu akzeptieren, das durch das Team bestimmt wird. Bei diesem Vorgehen wird völlig außer Acht gelassen, was die Teilnehmer gemeinsam erfahren wollen. Man stellt sie vor vollendete Tatsachen. Es wird ihnen vorgeschrieben, was sie – ja sogar wie sie – gemeinsam leben sollen.

Hier muß jedoch eine Einschränkung gemacht werden, denn selbst wenn die Möglichkeit besteht, zu bestimmen, wie etwas in der Gruppe gemacht wird, so kann dennoch niemand vorausplanen, auf welche Weise es individuell und kollektiv erlebt wird.

Indem ein Gruppentyp aufgezwungen wird, unterläuft und verneint diese Vorgehensweise die Möglichkeit einer Gruppierung. Doch was bedeutet „Gruppe“ in diesem Fall? Die Tatsache, daß die Bildung der Gruppe hier kein spontanes Phänomen ist, sondern von außen aufgezwungen wurde,

verwandelt sie automatisch in eine künstliche Gruppe. Durch eine gemeinsame Aktion versucht man, auf dem schnellsten Weg der Gruppe eine Vergangenheit zu geben, in der Annahme, daß damit automatisch die zufällige Gruppe zu einer „richtigen“ Gruppe wird. Das aber ist eine Glaubens- und Machtfrage. In dieser Art von Begegnung wird stets nur eine positive Utopie reproduziert:

- Utopie, weil man den Eindruck gewinnt, eine Gruppe zu sein, obwohl man sich in Wirklichkeit im Künstlichen und im Oberflächlichen bewegt. Auf der Ebene der Gruppe werden die Grundsatzprobleme nicht angegangen. Der Konsens wird nicht ausgehandelt. Die Fixierung auf ein allen gemeinsam aufgezwungenes Arbeitsziel verwandelt das Gruppenleben und die damit verbundenen Probleme in eine Nebensache, die nur hin und wieder, wie durch Zufall, kurz gestreift wird;
- positiv: wegen der gemeinsamen Vergangenheit auf der Ebene der Aktion gewinnt man den Eindruck, seine Zeit nicht vergeudet zu haben. Man glaubt, persönlich bereichert worden zu sein in Bezug auf die Themenstellung. Man hat etwas getan, man hat etwas gelernt und bestenfalls hat man gemeinsam nachgedacht. Das führt zu einer gewissen kollektiven und individuellen Befriedigung, selbst wenn man glaubt, daß es noch besser hätte gemacht werden können. Manchmal kommt sogar eine Art Euphorie auf. Man versucht, den Trennungsschmerz zu vermeiden, indem man sich gegenseitig verspricht, sich eines Tages wiederzusehen. Man hofft, die Fata Morgana, das Gauklerspiel, fortzusetzen.

Bei dieser Art von Begegnung ist es nur selten möglich, von der erzwungenen Gruppe zu einer wirklichen Gruppe zu gelangen.

Selbstzufriedenheit und Euphorie sind in Bezug auf die Grundproblematik der Gruppe und vom qualitativen Standpunkt her keine überzeugenden Aspekte.

Die Feststellung, eine Begegnung sei „mißglückt“ – weil eine negative Utopie entstand – oder „gelingen“ – weil eine positive Utopie geschaffen wurde -, sagt nichts aus über die Suche nach dem verlorenen Kollektiv (s.u.).

c) Auf der Suche nach dem verlorenen Kollektiv - das Familienmodell

In einer idealtypischen Vorstellung sollten das Gruppenleben und die Entscheidungsfindung in deutsch-französischen Begegnungen so vertrauensvoll und unkompliziert wie in der Familie sein. Man mußte aber feststellen, daß alles nicht so einfach war. Denn die Familie wird dabei idealisiert: es wird so getan, als gäbe es darin keine Abhängigkeiten, als könne man frei, offen und voller Zuneigung miteinander reden. Es mußte eingesehen werden, daß der Traum nicht der Wirklichkeit entsprach, weder im Leben noch im Seminar. Aber man war gekommen, um das zu lernen...

Familietherapeuten ist diese Suche nach Fusion bei Paaren durchaus vertraut. Weil Fusion nicht realisierbar ist, entstehen zahlreiche Schwierigkeiten in der Paarbeziehung. Wenn „Er“ gerne Fußballspiele sieht und „Sie“ am Sonntagnachmittag nicht allein sein will, wird er auf diese Freude verzichten. Wenn „Sie“ Geige spielt, „Er“ aber Geigenspiel nicht mag, wird sie es aufgeben. Beide meinen, dadurch ihr Eheleben zu verbessern; doch reduzieren sie sich gegenseitig in ihren Vorstellungen, Neigungen und gemeinsamen Interessen; sie verarmen.

Aggressivität staut sich und verschafft sich Raum bei geringfügigen Anlässen. Sie zeigt sich auf versteckte Weise in alltäglichen Gesten und Aussagen und die Beziehung verschlechtert sich allmählich. Um diese Verarmung in Zweierbeziehungen und in Gruppen zu vermeiden, genügt es nicht, guten Willens zu sein. Möglichkeiten zur Autonomie beider Seiten müssen erkannt werden.

Diese Suche nach Anerkennung und Zuneigung ist in den Seminaren sehr groß. Wie in den Familien werden Meinungsverschiedenheiten erlebt, meist aber nicht angesprochen. Verschiedene Erziehungsstile können in Familien unter der Voraussetzung nebeneinander bestehen, daß sie sorgfältig voneinander getrennt werden. Man hält sich z.B. von den „anderen“ so weit wie möglich fern, indem man nur bei festlichen Anlässen zusammen ist.

In Seminaren wird meistens jeder Konfrontations- oder Gesprächsmöglichkeit über das Trennende sorgfältig ausgewichen. Die Anhänger einer „modernen Pädagogik“ verfügen zwar über ein Verhaltensrepertoire und über Kommunikationsregeln, die den Dialog fördern sollen. Geteilt wird in Wirklichkeit aber, so scheint es uns, lediglich dieses Repertoire und seine Regeln; eine wirkliche Kommunikation entsteht nicht. Bei äußerlich tolerantem und harmonischem Verhalten wird Gewalt verinnerlicht und Aggressivität verdrängt. Der Preis: Es entsteht Intoleranz gegenüber Unterschieden.

Diese Bestandteile der Sozialisation widersprechen – so scheint es  
es  
uns – den Erfordernissen der interkulturellen Arbeit und unserer sich ständig verändernden Gesellschaften.

Die Unfähigkeit, andere Dimensionen zu berücksichtigen als allein die Familiendimension in all ihren psychologischen Ausprägungen und ihrem Wunsch nach Harmonie; verstellt jede Aussicht auf Differenzierung, Dialog und Veränderung.

Wir wollen beschreiben, was sich in den Gruppen für diejenigen Teilnehmer ereignet hat, die das sie umgebende Modell der Familie nicht ganz akzeptieren konnten. Es waren Deutsche und Franzosen mit Familien oder Ledige. Sie wurden natürlich von den „anderen“ als Spielverderber, Störenfriede, Chaoten beschimpft. Folgende Etappen konnten beobachtet werden:

Diejenigen, die es in den Gruppen ablehnen, in diese bestimmte Art von Beziehungen – die sie im Grunde selbst teilen – eingeeengt zu werden und stattdessen Alternativen vorschlagen, können ihre neuen Vorstellungen nicht auf Anhieb umsetzen, sondern können sie zunächst nur zum Ausdruck bringen (aussprechen).

Ein Bruch mit überkommenen Verhaltensweisen und ein erster qualitativer Sprung erfolgt dann, wenn vom Verbalen zur Aktion übergegangen wird. Diese Teilnehmer versuchen, einer von ihnen als zweifelhaft empfundenen „Brüderlichkeit“ zu entgehen; zweifelhaft, weil sie auf einer Illusion von Harmonie beruht, weil sie den anderen nicht als real und unterschiedlich anerkennt.

Man erträgt es nicht mehr, in scheinbarer Harmonie zu leben, man will nicht beim verbalen Konflikt stehen bleiben. Man ist bereit, die Trennung, die Asymmetrie, die Unterschiedlichkeit der Interessen der gesamten Gruppe zu akzeptieren. Aber man kann



noch nicht hinnehmen, daß keine Verständigung möglich ist: so lange in den Untergruppen weiterhin versucht wird, die „anderen“ zu verstehen, sie zu integrieren, sie im eigenen System zu situieren, hat die zentrale Bewußtwerdung noch nicht stattgefunden.

Der nächste qualitative Sprung erfolgt dann, wenn akzeptiert werden kann, daß gegenseitiges Verstehen nicht möglich ist, daß die „anderen“ eigenständig auftreten mit Vorstellungen, die sich von den eigenen unterscheiden. Erst dann kann von (Mit)Menschlichkeit gesprochen werden. Die Anerkennung der „anderen“ als reale und unterschiedliche Wesen stellt in unseren Augen die einzige mögliche Form von Menschlichkeit dar, die es zu bejahen gilt. Dieser Grundsatz ist schließlich theoretisch in sämtlichen Zielen der Bildung und Erziehung enthalten. Worin besteht also die Neuentdeckung? Wir müssen leider feststellen, daß keine der pädagogischen Instanzen, weder Familie, noch Schule, noch Kirche, uns gelehrt hat, mit den vielfältigen Unterschieden – nicht einmal mit denen in unserem eigenen Land – zu leben.

Das Prinzip der Toleranz wird zu oft so verstanden, daß jedem das Seine zugestanden wird, jeder „auf seine Fassung selig werden darf“, etc.

Dahinter verbirgt sich Neutralität, Indifferenz, eine andere gefährliche Form der Negation des Unterschiedes, oder sogar ein neuer Rassismus. Die Berücksichtigung der Unterschiede setzt einen dynamischen Prozeß zwischen zwei gleichwertigen Partnern voraus und nicht mehr zwischen „Subjekt“ und „Objekt“.

Um das zu erreichen, müßten die Abhängigkeitsbeziehungen kontinuierlich bearbeitet werden. Nicht etwa indem sie ignoriert oder geleugnet werden, sondern indem sie aufgearbeitet werden, kann ein weiterführender Prozeß in Gang kommen. Die Chancen unserer Humanität bestehen vielleicht gerade darin, diese qualitativen Schwellen zu überschreiten, indem immer wieder neue Vereinbarungen getroffen werden, die aber immer auch veränderbar bleiben. Denn der Umgang mit den Unterschieden kann weder per Dekret noch per moralischer Vorhaltung gelingen. Es handelt sich um eine langfristige Arbeit ohne einen zu erkennenden Endpunkt.

Oft wird in dem Augenblick, in dem die Selbständigkeit der „Anderen“ anerkannt wird, klar, daß die Gegensätze gar nicht so endgültig sind, nicht so starr und dogmatisch, wie es zunächst in der Kontaktphase schien, sondern daß es trotz der komplexen Situation in der Praxis oft möglich ist, zu gemeinsamen Lösungen für das Handeln zu gelangen.

Die so entwickelten Lösungen relativieren den Anschein des Unüberbrückbaren, Kreativität kann sich entwickeln, verschiedene Lösungsmöglichkeiten werden gefunden, die die gesamte Gruppe in ihrer Vielfalt – ohne unterschiedliche Interessen zurückzustecken – zufrieden stellen können.

Ist es in der heutigen Zeit möglich, seine Kinder nach einem einzigen Wertsystem zu erziehen? Müssen sie nicht vielmehr in eine Gesellschaft mit pluralistischen und multilateralen Wertvorstellungen eingefügt werden? Die Erziehung der Kinder in einer bestimmten Religion, in einer bestimmten politischen Richtung, mit universalem Selbstverständnis, scheint für die meisten Eltern (immer noch) die geeignete Vorbereitung auf eine

pluralistische Lebensgestaltung zu sein. Man kann sich daher die Frage stellen, ob nicht gerade dieser Universalitätsanspruch das Gegenteil hervorbringt.

Wenn die meisten Eltern nicht bereit sind, die Frage der Erziehung, der verschiedenen Einflüsse auf ihre Kinder („gute“ und „schlechte“, richtig/falsche, „zum Schutze der Kinder“) zu beantworten, wenn die zunehmende Autonomie von Kindern lediglich unter dem Aspekt der Reproduktion der Wertsysteme der Familie gesehen wird (was zwar notwendig, aber unzureichend erscheint), wenn die Schule nahezu das gleiche Bild vermittelt, wenn die Geschichte – auch die der „anderen“ – so dargestellt wird, wie die eigene nationale Gemeinschaft sie sehen will, mit den ihr eigenen Unterlassungen und Betonungen, wie kann unter diesen Voraussetzungen die Begegnung mit anderen Völkern stattfinden? Wie kann man dann den „Anderen“ (Regionen, sozialen Klassen, Behinderten, etc.) begegnen?

## II. Das Verhältnis zur Nation und zur Geschichte

Die Bedeutsamkeit des nationalen Faktors war ein wesentlicher Aspekt unserer Untersuchung.

Viele der während der Untersuchung festgestellten Divergenzen lagen in diesem Bereich. Wir haben aber auch deutsche und französische Teilnehmer angetroffen, die sich bewußt entschlossen hatten, sich selbst als dem anderen Land zugehörig

zu betrachten, und die damit die Grenzen unserer Beobachtungen zum nationalen Faktor aufzeigen. Hatten wir es hier mit „Kolonisierten“ zu tun, deren Akkulturation in Bezug auf das andere Land konstruktiv und umfassend war? Sollte man sie von daher eher als Beispiel für eine positive Trans-Nationalität und Zukunftsorientierung ansehen? Verkörpern sie nicht einen Versuch einer Synthese zwischen beiden Gesellschaften, indem sie hier und dort Elemente für ihr Leben aufgreifen, die ihnen wichtig erscheinen? Ihr „Bikulturalismus“ (bi-culturalisme) wird ergänzt durch Zweisprachigkeit. Dieser Aspekt wurde übrigens ausführlich im Heft Nr. 2 „Interkulturelle Kommunikation und nationale Identität“ in der Reihe der Arbeitstexte erläutert.

Warum aber „Kolonisierte“? Wenn man von der in den Austauschprogrammen vorherrschenden sozio-zentristischen und auf Assimilation angelegten Wahrnehmung ausgeht, dann erscheinen diese Teilnehmer in der Tat als „Verräter“ oder „Kolonisierte“. Damit wird deutlich, daß in der Voreingenommenheit in unserer Sozialisation der Schwerpunkt auf die nationale Dimension gelegt wird.

Wir haben auch festgestellt, daß viele Teilnehmer sich mit ihrer eigenen Nationalität nicht im reinen sind: deutsche und französische Flüchtlinge oder Heimkehrer, Personen mit gemischter Abstammung, die sich die Frage stellen, welche Beziehung sie zu dem einen oder anderen Land haben. Die Frage nach der nationalen Identität ist in doppelter Weise angesprochen: inwieweit die eigene nationale Identität bedeutsam ist und was sie beinhaltet; zweitens: im Hinblick auf die Absicht, über die in Bezug auf die nationale Identität empfundenen Gegensätze hinauszugehen.

Im allgemeinen wurde diese Frage von Franzosen eingebracht. Die Deutschen lehnten vor ca. 20 Jahren die Vorstellung nationaler deutscher Besonderheiten ab und vermeiden oft auch heute noch jede Situation, durch die sie in dieser Richtung festgelegt werden könnten. Dabei war ein Ethnozentrismus der Teilnehmer aus der Bundesrepublik durchaus spürbar, wenn auch die Frage nach der deutschen nationalen Souveränität die seltenste in allen Seminaren war.

Ein mythenhafter und einigender Nationalismus wird von französischer Seite noch als positiv erlebt, während die politische Bildungsarbeit in der Bundesrepublik – und dabei muß mit der Umerziehung ab 1945 und der Entnazifizierung begonnen werden – anscheinend deshalb unternommen wurde, um den Heimat- und Heldenmythos, die Grundlage der Kriegsideologie, zu zerstören. Es wurde dabei nicht beachtet, daß solche Mythen durchaus Grundlage eines Zugehörigkeitsgefühls mit positiven Effekten sein können. Worauf können sich Westdeutsche von heute in ihrer Geschichte beziehen, worauf können sie stolz sein, wenn die Ereignisse der Vergangenheit, auf die allein ein Zugehörigkeitsgefühl begründet sein kann, ausnahmslos ausgerottet wurden? Wie soll es einem dann möglich sein, Geschichte zu bearbeiten und ein entsprechendes Zugehörigkeitsgefühl zu entwickeln? Für die Ostdeutschen wurden seit 1989 alle Werte und Lebensformen der früheren DDR ausgelöscht, als unbedeutsam abgewertet oder als Schandfleck gekennzeichnet.

In der französischen Mythologie gibt es zu vielen Ereignissen der eigenen Geschichte eine positive Einschätzung. Ob aber diese Ereignisse nicht in einem Sinne benutzt werden, der nichts mehr mit ihrem Ursprung und mit denen, die diese Ereignisse

auslösten, zu tun hat, muß der Interpretation überlassen bleiben. Es besteht in Frankreich Übereinstimmung zwischen höchst unterschiedlichen Protagonisten in Bezug auf bestimmte geschichtliche Ereignisse. Der Konsens bildet sich um diese Ereignisse. Trotz Klassengegensätzen und differierenden Zukunftsperspektiven ist man sich in Frankreich z.B. in Bezug auf die Résistance einig (sowohl die französische Bourgeoisie als auch Mitglieder der Kommunistischen Partei).

Im deutsch-französischen Austausch zielt der Begriff historische Dimension auch auf die Einflüsse, die durch die nationale Geschichte Frankreichs und Deutschlands (und damit auch der deutsch-französischen Beziehungen) sowie durch die – in den unterschiedlichsten Institutionen tradierte – Vergegenwärtigung dieser Geschichte auf die Denk- und Verhaltensweisen von Bevölkerungsgruppen ausgeübt werden. Diese haben gerade in Gruppen, in denen internationales Verhalten eingeübt werden soll, eine unmittelbar „alltägliche“ Dimension: Das Verhalten der jungen deutschen und französischen Gruppenmitglieder ist durch das – häufig unbewußte – Verhältnis zur Vergangenheit, z. B. zur deutsch-französischen Versöhnung ebenso stark geprägt wie durch die – häufig aus einer bestimmten Interpretation der Vergangenheit abgeleiteten – Vorstellungen über das zukünftige nationale und internationale Zusammenleben, z. B. die europäische Konstruktion. Vielleicht ist die Geschichte und die Beschäftigung mit ihr deshalb in den deutsch-französischen Begegnungsgruppen so stark tabuisiert.

Die historische Dimension des deutsch-französischen Verhältnisses ist seit den 70er Jahren ein gewichtiges Forschungsfeld deutscher (aus den damaligen beiden Staaten übrigens) und französischer Historiker: die Zahl der Kolloquien,

Zeitschriftenaufsätze und Bücher zu diesem Thema ist kaum noch zu überschauen; beide Regierungen und eine Reihe privater oder öffentlicher Institutionen subventionieren aufwendige Forschungsprojekte. Die bisher publizierten Arbeiten haben eine Reihe wichtiger, manchmal sicher auch unangenehmer Erkenntnisse geliefert und werden in die Annalen der Geschichte eingehen – wie so viele Arbeiten vor ihnen. Es liegt an uns allen, die im deutsch-französischen Jugendaustausch engagiert sind, diese vor dem Verstauben zu bewahren, unsere Geschichte zu reaktivieren, sie im Alltagsgeschehen der Begegnung aus dem Dornröschenschlaf der Tabuisierung und Verdrängung zu befreien.

Versöhnung, Verständigung, internationale Solidarität und Kooperation schließen die Beschäftigung mit der Vergangenheit nicht aus, schon gar nicht, wenn aus den Konflikten der Vergangenheit (und deren Nicht-Bewältigung) gelernt werden soll, eine friedliche Zukunft zu gestalten. Das aber bedeutet auch, zu lernen, wie mögliche Konflikte vermieden oder aber friedlich ohne Gewaltanwendung geregelt werden können. Allerdings hat es den Anschein, als ob gerade diese so richtige wie wichtige Zielsetzung der deutsch-französischen Jugendarbeit (wie sie u.a. in den Richtlinien des Jugendwerks formuliert ist) dazu (ver)führt, die Rückwendung zur Vergangenheit und damit zur historischen Dimension aller Gegenwart, also auch eines Jugendprogramms, aus den Augen und dem Sinn zu verlieren. Dieses „Vergessen“ der Vergangenheit wurde von vielen Jugendleitern im guten, aber irrigen Glauben, man müsse endlich unter die Vergangenheit einen Strich ziehen, geduldet oder manchmal gar gefördert. Dabei dienen die offiziellen Ziele (die institutionelle Zielvorgabe eines jeden Begegnungsprogrammes sozusagen) häufig dazu, entweder als Balsam die noch nicht ganz

vernarbten Wunden zu schließen oder aber die Tabuisierung der jüngeren Vergangenheit zu erleichtern.

Genau hier aber liegt eines der folgenschwersten Mißverständnisse der binationalen Begegnungspädagogik im Bereich des Umgangs mit der eigenen und der fremden, der trennenden wie der gemeinsamen Geschichte. Man kann Vergangenes eben nicht ungeschehen machen, schon gar nicht dadurch, daß man es unausgesprochen läßt: Die nationale Geschichte – oder das, was davon durch Elternhaus, Schule, Massenmedien etc. übermittelt wird – ist Teil der Gegenwart, sie ist ein Richtpfahl auf dem Feld gesellschaftlichen Seins, Bewußtseins und Handelns der Nationen, sozialen Gruppen und Individuen. Sie ist gegenwärtig in jedem von uns – selbst wenn wir uns ihrer kaum bewußt sind, und so ist sie auch in jeder deutsch-französischen Begegnungsgruppe gegenwärtig. Diese alltägliche Gegenwärtigkeit von Vergangenheit gilt es, neben vielen anderen Fragen zu bearbeiten.

Auf dem Hintergrund der Erfahrungen eines Seminars im Rahmen eines Forschungszyklus zum Thema „Wie erzählen wir unseren Kindern die Geschichte“, das im Sommer 1979 in der Nähe von Bayeux, der ersten in Frankreich 1944 befreiten Stadt veranstaltet wurde, sollen im folgenden einige Überlegungen zur Problematik des Geschichtsbewußtseins in Deutschland und Frankreich vorgetragen werden als Baustein und weitere Anregung zur Beschäftigung mit Geschichte im Alltag der deutsch-französischen Begegnungsrealität. Diese Überlegungen sollen unter das etwas provokative Motto gestellt werden: „Die verdrängte Vergangenheit (Deutschland) und die mystifizierte Vergangenheit (Frankreich)“.



## Zur Definition des Begriffs Geschichtsbewußtsein und zu seiner Funktion

Geschichtsbewußtsein ist ein Element der politischen Kultur eines Volkes, zu der nicht nur die gegenwärtige Politik, sondern ebenso die durch Geschichte vermittelte politische Erfahrung zählt. „Es ist eine Art kollektives Gedächtnis: Spuren, die von der Schule, der Familie, durch das Geschriebene und Bilder übermittelt werden und durch Erfahrungen oder vielmehr durch historische Traumata im Denken hinterlassen werden. Diese Praktiken, Werte und Erfahrungen haben die Tendenz, zu einer zweiten Natur zu werden“ (Hoffman, „Sur la France“, S. 19).

Eine Beschäftigung mit dem historischen und politischen Bewußtsein ist nicht ohne Problematik.

Von wessen Geschichtsbild, von wessen Nationalbewußtsein kann man sprechen, wenn von Frankreich oder der Bundesrepublik die Rede ist? Weder die Bundesrepublik noch Frankreich sind homogene Einheiten, und die Hypostasierung eines Staates oder einer Nation zum Subjekt als Träger eines Bewußtseins ist ein methodisch problematisches Vorgehen, wenn nicht gar eine Reduktion von Realität<sup>8</sup>. Denn selbst bei starker Identifikation mit politischen Systemen und Integration in diese sind immer nur Individuen oder allenfalls soziale Gruppen Träger eines Bewußtseins, gleichgültig in welchem Maße deren Bewußtsein selbst- oder fremdbestimmt ist. Nur unter dieser Einschränkung kann im folgenden über Bewußtsein geschrieben werden, wobei noch hinzuzufügen ist, daß sich Geschichtsbilder

---

<sup>8</sup> Es handelt sich hier um eine deutsche Kritik des französischen Konzepts des „nationalen Unbewußten“ (inconscient national).

und geschichtliche Realität nicht notwendig decken.

Eine letzte Einschränkung sei noch erlaubt: Bewußtseinsprozesse und -manifestationen entziehen sich zumindest teilweise der empirischen, exakten Beobachtung und Nachprüfbarkeit. Ihre Interpretation und Analyse sind selbst Ausdruck und Ergebnis eines bestimmten Bewußtseins, nämlich jenes des Autors und der Gesellschaft(en), zu der er sich in analytische und subjektivwertende Distanz zu begeben bemüht. Mit anderen Worten: der folgende Beitrag kann nicht mehr beanspruchen, als ein Diskussionsbeitrag zu sein in dem Prozeß, in dem sich Geschichts- und Selbstverständnis einer Gesellschaft konstituieren. Die Aussagen des Autors über das deutsche Geschichtsbewußtsein sind zugleich Ausdruck eines bestimmten nationalen Geschichtsbewußtseins, dem der Autor als Deutscher verhaftet ist. Die Überlegungen zum französischen Geschichtsbewußtsein wiederum sind durch eine Überlappung deutschen „Erbgutes“ mit französischer Akkulturation geprägt.

Bei den Ausführungen über Geschichtsbewußtsein in Deutschland kann der Verfasser aus eigener Erfahrung sprechen, kann sich also – bei aller erkenntnistheoretisch notwendigen Distanz zu seinem Forschungsobjekt – mit in den Analyse- und Interpretationsprozeß einbeziehen. Über das französische Geschichtsbewußtsein hingegen kann er nicht aus eigenem (Er)Leben, sondern nur aus Beobachtung und Interpretation schreiben. Eine gewisse Zurückhaltung gegenüber den Aussagen zu Frankreich scheint allerdings angebracht: Wir haben in den Begegnungsprogrammen häufig beobachten müssen, daß junge Deutsche sich ihres Wissens über die französische Geschichte, und hier besonders der Jahre zwischen 1940 und 1944 (auf die wir später noch zurückkommen werden) bedienen, um damit

entweder den Franzosen das Recht abzusprechen, sich über den deutschen Faschismus zu äußern, oder um auf diese Weise von der eigenen, nicht bewältigten Vergangenheit zu entlasten, wenn nicht gar, um sich gerade dieser Bewältigung zu entziehen. Es kann nicht deutlich genug gesagt werden, daß es im folgenden weder darum geht, gegen die eine oder andere Seite Anklagen zu erheben oder Verteidigungsreden zu konzipieren, noch darum, sich gegenseitig historische Versäumnisse aufzurechnen. Es soll versucht werden, durch einige Überlegungen im Umgang mit historischer Vergangenheit einige Hinweise zu geben, wie in Zukunft gerade diese Problematik auch in deutsch-französischen Jugendgruppen so emotionsfrei wie möglich bearbeitet werden kann.

### Die verdrängte Vergangenheit: Geschichtsbewußtsein in der Bundesrepublik Deutschland

In der Mehrheit der europäischen Nationalstaaten herrscht – durch die Bildungseinrichtungen tradiert – ein Geschichtsbild vor, das bestimmt ist durch „die Vorstellung von diesem Staat als einem Subjekt, welches im Verlaufe wechselhafter Geschichte die Identität mit sich selbst bewahrt“<sup>9</sup>. In Deutschland hingegen haben sich innerhalb eines Jahrhunderts vier politische Regimes abgelöst, die sich ideologisch wie institutionell voneinander unterschieden. Die reale Geschichte des Nationalstaats Deutschland mit seinen politischen Wechselbädern hat ein merkwürdig gebrochenes Geschichtsbewußtsein entstehen lassen, so daß man wohl von

---

<sup>9</sup> M. Hättich, Geschichtsbild und Demokratieverständnis, in Die zweite Republik, Stuttgart 1974, S. 907.

einem „partiellen Identitätsverlust“<sup>10</sup> sprechen kann.

Mit den Ereignissen von 1918, 1933 und 1945 sowie 1989 folgten drei oder (für die DDR) vier „Kontinuitätsbrüche, die bis in die Wurzeln des deutschen nationalen Selbstverständnisses gehen konnten“. Jedesmal wurde Kontinuität nicht nur gebrochen, sondern auch eine neue zu schaffen gesucht. In den letzten hundert Jahren wurde die Geschichte mehrmals umgeschrieben – immer wieder auf der Suche nach einer historischen Legitimierung des jeweiligen Regimes.

Ein jedes hat eine oder mehrere Generationen auf seine Weise geprägt, „seine“ Geschichte in das Bewußtsein mehr oder minder tief eingegraben.

Der für die Konstituierung des Geschichtsbewußtseins in der Bundesrepublik und in der DDR entscheidende Kontinuitätsbruch ereignete sich im Jahr 1945, den beide Staaten in unterschiedlicher Weise in ihre Geschichte zu integrieren genötigt und bemüht sind. Hierfür bezeichnend erscheint, daß der 8. Mai 1945 in der DDR als „Tag der Befreiung vom Faschismus“, in der Bundesrepublik hingegen als Tag der Kapitulation und des Zusammenbruchs bezeichnet wurde. In der unterschiedlichen Benennung kommt die unterschiedliche emotionale und rationale Bewertung und Verarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit, der unmittelbaren Nachkriegszeit und der Entstehung der beiden deutschen Staaten zum Ausdruck.

Während in der DDR der 8. Mai als Sieg über ein verbrecherisches politisches und soziales System verstanden und

---

<sup>10</sup> M. Hättich, *ibidem*

interpretiert wird, fehlt diese sozio-ökonomische und politische Dimension in dem Begriff Kapitulation, der sich allein auf die militärische Seite des 2. Weltkrieges bezieht. Auch die positive emotionale Konnotation, die in dem Begriff „Befreiung“ mitschwingt, fehlt im bundesrepublikanischen Sprachgebrauch weitgehend – wenn sie nicht sogar durch die eher negative Besetzung des Begriffs „Zusammenbruch“ verdrängt wird. Das scheinbar wertneutrale Wort „Zusammenbruch“ ist aber in bezug auf die Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Vergangenheit sehr problematisch: Schon im militärischen Kontext verschleiert es den bitteren Beigeschmack des Wortes „Niederlage“ und erlaubt, wie die Dolchstoßlegende nach 1918, daß der Mythos einer an sich unbesiegbaren, durch die Unzulänglichkeit der politischen Führer zugrunde gerichteten Armee zumindest in neonazistischen und neomilitaristischen Zirkeln weiterleben kann.

In engem Zusammenhang mit der Charakterisierung der unmittelbaren Nachkriegsereignisse steht der in der Bundesrepublik immer noch weitverbreitete Mythos von der „Stunde Null“, eine Bezeichnung, die vielleicht in der ersten Phase des Umbruchs und Neubesinnens ihre Berechtigung hatte: „Die deutsche Katastrophe war zwar Anlaß zum Nachdenken und Nachforschen, wie es zu diesem bösen Ende, und noch mehr, wie es zu seinem Anfang, der nationalsozialistischen Machtergreifung, hatte kommen können, aber sie wurde von vielen Intellektuellen der Nachkriegszeit vor allem als eine Chance verstanden, die schlechte Vergangenheit hinter sich zu lassen und ein Neues zu beginnen. Der jungen Generation von Intellektuellen ... bot die deutsche Geschichte, die in der totalen Niederlage von 1945 an ihr vorläufiges Ende gekommen war, so gut wie keine Ansatzpunkte für eine Kontinuität ... So kam es

nach der Niederlage zur historisch natürlich unzutreffenden Vorstellung von einer Stunde Null, in der in bewußter Wendung gegen die böse Vergangenheit der Versuch gewagt werden sollte, neue geistige Fundamente zu legen und ein neues politisches Leben auf der Grundlage des Rechts und der demokratischen Freiheiten zu beginnen“<sup>11</sup>

Von der „Stunde Null“, zu sprechen, widerspricht also nicht nur den historischen Tatsachen, sondern läuft auf eine Täuschung der nach 1945 ins politische Leben Getretenen und Selbsttäuschung der damals unmittelbar oder mittelbar am Wiederaufbau Beteiligten hinaus. Die Selbsttäuschung erscheint unter manchen Gesichtspunkten verständlich, ja vielleicht war sie 1945 die einzige Möglichkeit, sich in der damaligen Situation totaler Desorientierung aus der unmittelbaren nationalsozialistischen Belastung zu lösen und die psychologischen Voraussetzungen für politisches und gesellschaftliches Handeln zu schaffen. An dieser Selbsttäuschung aber festzuhalten, bedeutet für die Individuen wie für die Gesellschaft auch, die geistige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu verdrängen. Zur Täuschung aber wird sie für die jungen Generationen in den 60. und 70. Jahren durch die Verdrängung von Seiten der Väter, wenn falsche Vorstellungen über die tatsächlichen Handlungsbedingungen und -voraussetzungen nach 1945 geschaffen und genährt werden. Der Mythos von der Stunde Null ist falsches Bewußtsein, und zwar doppelt: erstens entspricht er nicht der historischen Wahrheit, zweitens dient er der politischen und psychischen Entlastung, er erzeugt falsches Bewußtsein über die Zeit vor und nach 1945. Ist es angesichts dieser doppelten Bewußtseinstäuschung erstaunlich, daß die Jugend in ihrem Verhältnis zur älteren Generation und dem Staat, den

---

<sup>11</sup> Kurt Sontheimer, *Die verunsicherte Republik*, München 1979, S. 75.

diese aufgebaut hat, gerade hier mit ihren Fragen, Zweifeln und Angriffen ansetzt oder aber die Flucht aus der Geschichte sucht?

Eine neue Stunde Null mit dem Fall der Mauer erleben oder mit dem Umzug der Regierung nach Berlin eine – wie man sie schon nennt – „Berliner Republik“ schaffen, läuft ebenfalls auf ein „Reinigungsritual“ und auf einen neuen Anfang hinaus.

Dies ist umso bedauerlicher, als die Zeit des Nationalsozialismus gerade für die Geschichte von 1945 bis heute konstitutiv ist. Nicht nur verdanken ihm die beiden deutschen Staaten ihre Entstehung; das NS-Regime gibt bis heute in der Bundesrepublik eine Art „definitorischen Gegner für unser politisches Selbstverständnis ab“. „Konstitutiv ist das nationalsozialistische Regime für die Bedeutung der deutschen Teilung. In der weltöffentlichen Meinung ist die DDR nicht mit der Hypothek des Nationalsozialismus belastet. Die Bundesrepublik hat dagegen das ambivalente Erbe des Deutschen Reiches ausdrücklich übernommen. Sie hielt durch Wiedergutmachungszahlungen an Israel und Staaten, deren Bevölkerung unter dem Nationalsozialismus gelitten haben, das Thema der politischen Schuld wach und sorgt heute noch durch eigene strafrechtliche Verfolgung von Naziverbrechen dafür, daß der Schatten der NS-Vergangenheit nicht völlig von dem Bonner Staat getilgt ist“.<sup>12</sup>

Um dieses politische Erbe aber geht es auch heute noch in der innenpolitischen Auseinandersetzung. So reklamierten zwei Jahrzehnte lang die Konservativen in der Bundesrepublik den Widerstand gegen den Nationalsozialismus für sich allein. Auf diese Weise sollte eine kontinuierliche Tradition der bürgerlichen

---

<sup>12</sup> W. Abendroth, „Haben wir Alten noch etwas zu sagen?“ (1979).

Demokratie von 1848 über die Weimarer Republik bis in die Bundesrepublik konstruiert und zugleich die Verstrickung gerade der bürgerlichen Schichten in das NS-Regime kaschiert werden. Die Berufung auf den Widerstand vom 20. Juli 1944 mit dem Ziel, die konservative Grundtendenz der Bundesrepublik moralisch zu legitimieren, findet sich immer noch in Schulbüchern und Geschichtswerken; trotz der Hunderttausende von Sozialdemokraten und Kommunisten, die seit 1934 Widerstand mit der Inhaftierung in Konzentrationslagern bezahlten. Es war vor allem auch eine Antwort auf das Monopol des Antifaschismus des „Arbeiterstaates“ der DDR.

Die Revolution von 1918/19, mit der die Gründung des ersten demokratischen Staatswesens in Deutschland eingeleitet wurde, erleidet im historischen Bewußtsein der Deutschen ein ähnliches Schicksal. Während sie in der offiziellen Geschichtsschreibung der DDR einen der Eckpfeiler darstellte, an dem die Kontinuität des demokratischen Deutschland und damit die historische Legitimation des Systems verankert wurde, blieb sie in der Bundesrepublik vorwiegend Gegenstand der akademischen Diskussion hinter den Mauern historischer Seminare. Soweit die Revolution 1918/19 überhaupt zum Geschichtswissen einer breiteren Bevölkerung gehörte, stieß sie eher auf Ablehnung und Verurteilung. Schon der Begriff „Revolution“ – der im Französischen durchaus positive Reaktion auslösen kann – hat im Deutschen seit 1918/19 eine negative emotionale Konnotation. Das deutsche Bürgertum hat – im Gegensatz zum französischen mit 1789 und 1830 – in seiner Geschichte kein revolutionäres Erfolgserlebnis und kann somit über keine Tradition bürgerlicher Revolution verfügen. Die Revolution von 1918/19 aber wurde von ihm als Angriff auf die bürgerlichen Machtpositionen erlebt, und der sozio-ökonomische Niedergang des Mittelstandes am



Ende der Weimarer Republik wird in Verkennung der wahren ökonomischen Zusammenhänge auf diese zurückgeführt. So hat sich im Deutschen ein geradezu traumatisches Verhältnis zur Revolution entwickelt, das durch eine von der zeitlichen Koinzidenz begünstigten und von der Geschichtsschreibung unterstützten Amalgamierung von Revolution und Bolschewismus, Chaos und Kommunismus genährt und tradiert wurde.

Die Aporie des Geschichtsunterrichts, dem es trotz intensiver Bemühungen nicht gelang, in der Jugend ein modernes Geschichtsbewußtsein zu erzeugen, ist letztlich nur ein Symptom der Tatsache, daß vor allem die ältere Generation nach 1945 und später erneut 1989 in den neuen Ländern von der Geschichte abgeschnitten wurde. Damit konnte Geschichtsbewußtsein dort nicht vorbereitet werden, wo die notwendige Basis gelegt werden müßte: in der frühkindlichen Sozialisation. Denn in der Schule kann das Verständnis für die historische Dimension der Gegenwart dann leichter vertieft werden, wenn bereits in der Familie ein – wahrscheinlich weitgehend emotional gefärbtes – Interesse für Geschichte (der Familie, der Stadt, der Region, der jeweiligen Schicht, des Landes) geweckt wurde. Wenn dies nicht der Fall ist, kann auch der beste Unterricht häufig nur Wissen um historische Zusammenhänge und Fakten vermitteln. Es wird dann sehr schwer fallen, den für Geschichtsbewußtsein auch konstitutiven Bezug zur nationalen und individuellen Geschichte erfahrbar und bearbeitbar zu machen.

### Die mystifizierte Vergangenheit: Zum Geschichtsbewußtsein in Frankreich

Wenn für das Geschichtsbewußtsein in Deutschland Geschichts-

brüche konstitutiv sind, so drängen sich für das französische Geschichtsbild die Begriffe Kontinuität und Einheitlichkeit auf. Beide Begriffe schließen jedoch weder eine Differenzierung noch unterschiedliche Interpretationen der Geschichte Frankreichs aus. Zentraler Dreh- und Angelpunkt seines Geschichtsverständnisses ist und bleibt die Revolution (nicht zufällig wird ja die Revolution von 1789 mit einem großen R geschrieben). Die Auseinandersetzung mit der Revolution von 1789 ist seit dem frühen 19. Jahrhundert konstitutiv für das gesamte politische Denken und Handeln in Frankreich. Die Grundhaltungen politischen Denkens (konservativ, liberal, progressiv) sind weitgehend aus der unterschiedlichen Interpretation und Aneignung dieser Revolution durch die verschiedenen sozialen Gruppen entstanden. Was aber erlaubt uns, angesichts dieser Tatsache der unterschiedlichen Interpretation der Revolution dennoch von Einheitlichkeit des Geschichtsbildes zu sprechen?

Zuerst eine ziemlich banale Feststellung, die aber im Vergleich zu dem deutschen Geschichtsverständnis an Reiz gewinnt: In Deutschland gibt es seit dem 19. Jahrhundert nicht ein historisches Ereignis, das auch nur annähernd so unumstritten der Angelpunkt historischer Tradition oder gar Legitimation der unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Systeme gewesen wäre (oder ist) wie die Revolution von 1789 in Frankreich. Eine Diskussion darüber, welches Ereignis denn nun als Nationalfeiertag auf den Altar der Geschichte gehoben werden solle/könne, ist in Frankreich unvorstellbar! Diese Feststellung führt zu der Frage, wie es denn möglich ist, daß so unterschiedliche politische Systeme wie das 2. Kaiserreich, die 3. Republik, aber auch das Vichy-Regime (unrechtmäßig) einen Teil ihrer historischen Legitimation aus der Revolution von 1789 ziehen konnten?

Die historische Erfahrung in Frankreich hat sich seit dem 18. Jahrhundert in einem festgefügtten Rahmen ausgeprägt, dem des Staates, der nun wiederum selbst zu einem Symbol von Kontinuität und Dauerhaftigkeit geworden ist. Für die französische politische Kultur ist Dauer ein wesentliches Attribut des Staates und ein entscheidendes Element seiner Definition. Eine seiner wichtigsten Funktionen ist es, Wahrer und Garant der permanenten Interessen der Gemeinschaft zu sein. In gewisser Weise sind der Staatsbegriff und das Kriterium der Permanenz austauschbar und gleichwertig. Die Legitimität des Staates beruht zum Teil auf seiner Dauerhaftigkeit. Sie wird um so stärker mit dem Staat identifiziert, als seine Geschichte kaum Einschnitte und Brüche erlebt hat. Anders ausgedrückt: aufgrund seiner Permanenz transzendiert der Staat die Zufälle der politischen Geschichte; die Regime vergehen, der Staat bleibt bestehen. Er ist also unabhängig von den Regimen. Diese Unabhängigkeit wiederum trägt wesentlich zur Unpersönlichkeit und Anonymität des Staates bei (vgl. R. Remond, Staat und Nation in Frankreich).

Ein weiterer Grund für die bei aller Unterschiedlichkeit der Interpretation der Revolution von 1789 festzustellende Einheitlichkeit des Geschichtsbewußtseins ist wohl in der Multidimensionalität der Revolution selbst zu suchen. Diese hat im französischen zu einer Konnotationsvielfalt dieses Begriffes geführt, die dem deutschen Wort Revolution mangelt. Diese Multikonnotabilität des Begriffs Revolution ist eine Voraussetzung der Mystifikation der Revolution. Mit Multidimensionalität ist hier eigentlich der komplexe Ereigniszusammenhang der Revolution von 1789 gemeint, der dazu geführt hat, daß in dieser Revolution sowohl bürgerliche, kleinbürgerliche wie auch ansatzweise proletarische Elemente

(z. B. die Manufakturarbeiter) zu finden sind. So können Großbürgertum, Kleinbürgertum und die entstehende Arbeiterbewegung in der Revolution von 1789 den Beginn einer historisch-revolutionären Tradition sehen. Ein ähnliches Ereignis, aus dem die gleichen drei sozialen Schichten in Deutschland positive Ansätze einer historischen Tradition ziehen könnten, gibt es in der deutschen Geschichte nicht. Hier lassen sich Traditionen höchstens auf Ereignisse gründen, in denen eine Klasse sich auf Kosten oder unter Ausschluß der übrigen zeitweise durchgesetzt hat. Daher trägt historische Tradition in Deutschland auch den Charakter des Sich-Abgrenzens, der Integration bestimmter gesellschaftlicher Gruppen unter Ausschluß anderer, der in Frankreich so nicht zu beobachten ist. Während in Deutschland historische Erfahrung immer auch dazu dient, gruppen- oder klassenspezifische Interessen unter Berufung auf die Geschichte historisch zu überhöhen und zu legitimieren, also in den Dienst der tages- und interessenpolitischen Auseinandersetzung hineingezogen wird, entzieht sich in Frankreich die Geschichte der tagespolitischen Indienstnahme. Man beruft sich nicht auf Geschichte – wie in Deutschland –, man lebt eben in und mit dieser Geschichte, ganz gleich, ob bewußt oder unbewußt. In der tagespolitischen Auseinandersetzung, die in Frankreich alternativer und härter geführt wird als in der Bundesrepublik, wird selten versucht, dem politischen oder sozialen Gegner unter Heranziehung historischer Argumente die politische, ja nationale Legitimität seiner Forderungen oder Positionen zu bestreiten, d. h. ihn außerhalb oder an den Rand der nationalen Gemeinschaft zu drängen, wie dies häufig bei politischen Debatten in der Bundesrepublik zu beobachten ist. Muß in diesem Zusammenhang noch einmal darauf verwiesen werden, daß in der französischen Résistance bürgerliche und kommunistische Widerstandsbewegung Hand in Hand gearbeitet haben, während in Deutschland bis vor

kurzem der Widerstand der (sozialdemokratischen und kommunistischen) Widerstandsbewegung aus der Arbeiterschaft im Westen verschwiegen und im Osten hoch gelobt wurde.

In dem Kapitel über das deutsche Geschichtsbewußtsein wurde gesagt, daß in Deutschland keine Klasse ein positives Grunderlebnis mit einer Revolution hat machen können und sich somit auch keine positive Identifikation mit revolutionären Prozessen herausbilden konnte. In Frankreich liegt der Fall nun völlig anders. So enthält bereits die Revolution von 1789 bürgerliche, kleinbürgerliche und proletarische Elemente. Auch gibt es in der französischen Geschichte jeweils ein revolutionäres Ereignis, auf dem jede Klasse eine positive historische Tradition aufbauen kann: Die Revolution von 1830 war eindeutig bürgerlich, die von 1848 trug in erster Linie kleinbürgerliche Züge und – was angesichts der deutschen Entwicklung wiederum wichtig ist – hat zu einer weitgehenden Interessen- und Handlungsidentität zwischen Kleinbürgertum und frühindustriellem Proletariat geführt. Dies hatte die Konsequenz, daß in Frankreich – anders als in Deutschland – die Arbeiterbewegung nie völlig vom Kleinbürgertum abgekoppelt wurde. Damit war aber auch eine sozialintegrationistische Politik der Herrschaftsstabilisierung auf dem Wege einer Spaltung zwischen Kleinbürgertum und Arbeiterschaft unter Ausschluß der letzteren aus der nationalen Gemeinschaft unmöglich, wie dies von Bismarck versucht und zumindest auf der Ebene der politischen Mentalität auch erreicht wurde. Die französische Arbeiterbewegung wiederum kann sich in ihrem Geschichtsbewußtsein auf die Commune von 1870/71 berufen.

Dies wird in einem anderen Zusammenhang deutlicher: Die heutige französische Gesellschaft wird – weitgehend zu Recht –

als eine gespaltene Nation bezeichnet, sowohl horizontal als auch vertikal (rechts-links). Je größer die realen Konflikte und das Bewußtsein um diese Konflikte ist, desto stärker ist aber auch ein zumindest unterschwelliges Konsensbedürfnis. Mögliche Bezugspunkte eines solchen Konsensbedürfnisses bilden dabei der Staat und die Geschichte.

Das Verhältnis des einzelnen Bürgers zum Staat stellt sich im französischen Staatsbewußtsein dar als eine „Koexistenz eines begrenzten Autoritarismus und eines latenten Auflehns gegen Autorität. Was dabei besonders auffällt, ist der Abscheu vor einer direkten Gegenüberstellung und die Verweigerung von Diskussionen, die zu Kompromissen führen könnten, weil alle an dem Streit beteiligten Parteien daran teilgenommen haben. Ebenso wie im autoritären Modell werden Konflikte an eine höhere zentrale Autorität verwiesen. Der andere wesentliche Aspekt dieses Verhältnisses liegt in der Spannbreite der dieser Autorität gesteckten Grenzen: ihr wird die Macht delegiert, damit das „Drama“ in den direkten und persönlichen Beziehungen vermieden werden kann, aber nur insofern und solange die Machtausübung von oben sowohl im Ausmaß als auch in der Intensität durch eine Reihe allgemein akzeptierter Regelungen, Präzedenzfälle und Inhibitionen unpersönlich und abgesteckt bleibt“ (St. Hoffmann, „Über Frankreich“, *Sur la France*, S. 43).

Doch liegen zwischen der letzten Revolution (1870/71) und heute über hundert Jahre, die – abgesehen von der „Résistance“ – für das französische Geschichtsbewußtsein allerdings kaum konstitutiv erscheinen. Sie waren von so starken gesellschaftlichen Konflikten und traumatischen Erfahrungen geprägt – u.a. die Affäre Dreyfus, die Traumatismen des 1. Weltkrieges, Front Populaire, Indochina- und Algerien-Krieg – ,

daß sie auch heute noch nicht Bestandteil eines gemeinsamen nationalen, sondern nur jeweils eines gruppen- oder klassenspezifischen Geschichtsbewußtseins sind. Sie sind konstitutive Bestandteile der fortbestehenden Spaltung der Gesellschaft und bieten keine Ansatzpunkte eines möglichen Konsensus. Die Klassenspannungen des 19. Jahrhunderts aber gehören der Geschichte an, sind nicht mehr unmittelbar erfahrbar oder nachvollziehbar. Der Grundschullehrer der 3. und 4. Republik, der zwischen 1870 und 1940 zugleich Geschichtslehrer der Nation war, hat die Kanten und Ecken des 19. Jahrhunderts abgeschliffen, den Schleier des republikanischen Grundkonsens der „*école primaire laïque*“ (laizistische Grundschule) über die sozialen Konflikte des 19. Jahrhunderts ausgebreitet.

Die zweite Epoche, die im französischen Geschichtsbewußtsein stark mystifiziert war, wird von dem Vichy-Regime, der deutschen Besatzung und der Résistance gebildet. Die historische Forschung über diese Periode weist heute nur noch wenige Lücken auf. Dennoch ist in der französischen Öffentlichkeit dieser Zeitraum der nationalen Geschichte wie kaum ein zweiter lange tabuisiert worden und erschien als ein ebenso weißer Fleck wie in der Bundesrepublik die nationalsozialistische Epoche, ohne allerdings einen ähnlichen Riß zwischen den Generationen erzeugt zu haben. Im Gegensatz zur Mystifizierung der Revolution, die in Frankreich von allen sozialen Gruppen getragen und tradiert wird, ist die Mystifizierung bzw. Übergehung der Jahre zwischen 1940 und 1944 ein Phänomen, das von der 4. und 5. Republik häufig gesteuert wurde trotz einiger Anzeichen „des Bereuens“ auf höchster Ebene des Staates und der Kirche. So steht die Vichy-Regierung zwar im Programm des Schulunterrichts, so wurden im französischen Fernsehen mit Vorliebe Filme gezeigt, die den heroischen

Widerstand der französischen Bevölkerung gegen die – teilweise völlig verzerrt dargestellten – deutschen Besatzungstruppen glorifizieren und mystifizieren sollen. Filme wie „Français si vous saviez“ (Franzosen, wenn Ihr wüßtet), „Le chagrin et la pitié“ (Der Kummer und das Erbarmen), „Les guichets du Louvre“ (Die Schalter des Louvre) dagegen laufen höchstens in Liebhaberkinos statt in den großen Belustigungskasernen der Champs-Élysées. Dieses Phänomen des Verschweigens der Kollaboration sowie der Glorifizierung und Mystifizierung der Résistance als Versuch der Herrschaftsstabilisierung sind bekannt und eingehend untersucht. Dabei sollte aber gefragt werden, warum Verschweigen und Mystifizierung, die in der Politik noch verständlich erscheinen, mit der Duldung der Bevölkerung rechnen können, ja sogar von dieser mit getragen werden.

Alle politischen und sozialen Gruppen des heutigen Frankreich sind bemüht, ihren Anteil an der Résistance so darzustellen, daß daraus historische Legitimität im aktuellen politischen Tagesgeschehen abgeleitet werden kann. Dabei wird freilich übersehen, daß fast alle diese Gruppen in den dreißiger Jahren angesichts der drohenden faschistischen Gefahr auch in Frankreich mehr oder weniger versagt haben. Soll die Berufung auf die aktive Teilnahme an der Widerstandsbewegung vielleicht auch dazu dienen, die Auseinandersetzung über die Verantwortung für das Heraufziehen des Faschismus in Frankreich zu verwischen? Dabei sollte gerade in deutsch-französischen Diskussionen zu diesem Thema nicht übersehen werden, daß Résistance und (deutscher) Widerstand unter völlig unterschiedlichen historischen Voraussetzungen standen. Der deutsche Widerstand, soweit er sich schon 1933/34 formierte, war eindeutig politisch motivierter Widerstand gegen das



nationalsozialistische Regime, die französische Résistance war in erster Linie Widerstand gegen ein militärisches Besatzungsregime und seine französischen Handlanger. (Doch darf dies nicht als wertende Aussage verstanden werden.)

Die Mystifizierung des Widerstands in Frankreich hat auch ihre individual- und sozialpsychologische Seite: So wie jede deutsche Familie ihren Nationalsozialisten im Familienstammbuch mit sich herumträgt, so hat wohl auch mindestens jede zweite französische Familie die Leiche eines Kollaborateurs im Keller, an den sie sich sicher nicht allzu oft erinnern möchte. Der Mythos der Résistance funktioniert da als individuelle und kollektive Absolution. Die Familienehre ist gerettet, die peinliche Frage („Vater, wo warst du?“), die in Deutschland zwei Generationen entzweit hat, konnte in französischen Familien kaum gestellt werden, da sie ja außerhalb der Familie – im Gegensatz zu Deutschland – nie gestellt wurde, weder durch die Schule, die Literatur, die Massenmedien noch durch die Politik. Aus der Diskretion, mit der die 40er Jahre in Frankreich behandelt werden, sollte jedoch nicht auf einen nicht bearbeiteten Schuldkomplex geschlossen werden.

War nicht die Zeit zwischen 1940 und 1944 eine Zeitspanne, in der zum vorläufig ersten und letzten Mal die traditionelle Klassenspaltung der Nation aufgehoben schien? Zwar war die Nation nun wiederum in zwei – wenn nicht gar drei – Lager gespalten: die der Kollaborateure, der „schweigenden“ Mehrheit und der Résistance – aber innerhalb dieser drei Lager waren die alten Klassengegensätze weitgehend außer Kraft gesetzt; wenn auch unter völlig anders gearteten Voraussetzungen und mit völlig unterschiedlichen Zielsetzungen. Das Vichy-Regime wollte in Nachahmung des italienischen und deutschen Vorbildes die

Klassengegensätze durch den Volksstaat überwinden. In der Résistance kämpften Adlige, Bürgerliche, Kleinbürger, Arbeiter und Bauern häufig Seite an Seite, in dem alltäglichen Kampf ums eigene Überleben wie gegenüber dem nationalen Feind traten die Klassengegensätze zurück. Vielleicht auch deshalb, weil die alten politischen Institutionen, die diese Klassengegensätze verkörperten, ihre politische Bedeutung verloren hatten: Die Parteien und Gewerkschaften stellten zwar in einigen Gegenden ein notwendiges organisatorisches Gerüst zur Koordinierung des Widerstandes bereit, verloren jedoch häufig auf lokaler Ebene ihren Einfluß zugunsten einer nicht von Institutionen, sondern Individuen getragenen Spontaneität und Kreativität des Denkens und Handelns. Diese finden übrigens einen sichtbaren Ausdruck in den Publikationen aus der Zeit der Résistance und den Jahren 1944/45, die weitaus kreativer und einfallsreicher sind als einige Jahre später, nachdem die Parteien sich wieder formiert hatten und das politische Denken und Handeln in ihre Apparate kanalisiert. (Man vergleiche dazu die Zeitung „Le Combat“ aus den Jahren 1944/45 mit dem „Combat“ der Jahre 1947/50!)

Diese politische Kreativität, die durch die gemeinsame Handlungserfahrung der Résistance freigesetzt worden war, ging verloren, als die politischen Parteien sich 1944/45 neu formierten, das politische Terrain unter sich absteckten und damit auch in die alten politischen Schablonen verfielen, wobei dieser Prozeß teilweise auch durch den Kalten Krieg beschleunigt wurde. Die Begeisterung der Libération, der Befreiung von der deutschen Besatzungsherrschaft und dem faschistoiden Vichy-Regime, verflog schnell. Die Debatte um die zukünftige Gestaltung der gesellschaftlichen Ordnung Frankreichs enthüllte sehr schnell, daß die Zeit der gemeinsamen Aktion, der Überwindung der alten politischen Zersplitterung ebenso illusionär war wie die

Vorstellung, einen neuen gesellschaftlichen Konsens zu finden. Das Streben nach dem Konsens löste sich in das auf, was es in der französischen Geschichte eben immer gewesen war: ein Traum bzw. Alptraum je nach der ideologischen Orientierung.

Von einem unterschweligen Konsensstreben wurde de Gaulle 1958 an die Macht getragen: der imaginäre Retter von 1940/44 sollte Frankreich ein zweites Mal hinter sich einen, aus der kolonialen Verstrickung lösen und die innere Zerrissenheit überwinden. Das durch die Entkolonialisierung zerrissene, gedemütigte, verunsicherte und gespaltene Volk sollte de Gaulle heilen. Das der Konflikte müde und verwundete Frankreich sollte und wollte der Gaullismus, der sich als eine alle Schichten und Klassen übergreifende Volksbewegung verstand, wieder zusammenführen. Das Bedürfnis nach einem sozialen und ideologischen Konsens war eine psycho-mentale Grundlage und Legitimation des Gaullismus, die Mystifizierung der 40er Jahre zu einem in der Résistance geeinten, die Gegensätze und Konflikte überwunden habendes Frankreich war seine historische Grundlage – aber auch seine Lebenslüge. Denn wie schon in der Résistance der Konsens hauptsächlich darin bestanden hatte, Widerstand zu leisten, und die Frage, was danach kommen sollte, zweitrangig war (aber doch schon den Keim der künftigen Konflikte in sich barg), so bestand in der 5. Republik zwischen 1958 und 1968 der Konsens einzig in dem Bedürfnis nach Konsens. In dem Bedürfnis nach Konsens bleibt aber gerade die Tatsache unberücksichtigt, daß allenfalls ein Austragen von Konflikten eine Grundlage für einen dauerhaften Konsens bilden kann. Auch deshalb brachen die Konflikte im Mai 1968 mit umso stärkerer Vehemenz wieder hervor.

Die Mystifizierung der Vergangenheit im französischen Geschichtsbewußtsein ist demnach Ausdruck einer Gesellschaft, die von Konflikten bestimmt ist, in der die Konflikte zur tagespolitischen Realität gehören und das politische Bewußtsein und Handeln des einzelnen Bürgers weitgehend bestimmen – vielleicht so stark, daß sie der Kompensation durch die Suche und den Wunsch nach Konsens bedarf. Die Mystifizierung der Geschichte dient also weitgehend einer Entlastung aus der durch Konfliktbewußtsein geprägten Gegenwart.

Die weitgehende Verdrängung der Geschichte in der Bundesrepublik Deutschland dagegen kann verstanden werden als Ausdruck einer Gesellschaft, die den Konsens<sup>13</sup> zur psychomentalen Basis des politischen Denkens und Handelns macht, aber unfähig ist, die Grundlagen dieses Konsensus zu diskutieren. Daß Konflikte ein Ausdruck der Interessenpluralität gesellschaftlicher Gruppen sind, ist dabei weitgehend verdrängt.

Die Frage, wie wir uns mit Geschichte identifizieren und wie wir sie erzählen, könnte gerade in deutsch-französischen Begegnungsgruppen einen breiten Raum einnehmen. Es besteht noch ein großer Bedarf nach Erkundung dieser Frage. Die Arbeit lohnt sich. Dieser Beitrag schlägt vor, einige Wegweiser zu setzen.

Wenn es möglich ist, Mythen so zu mißbrauchen, daß sie zu Mystifikationen werden, muß dann daraus geschlossen werden,

---

<sup>13</sup> Um evtl. Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich betont, daß die inhaltliche Bestimmung dessen, was unter Konsens zu verstehen bzw. angestrebt ist, von dem jeweiligen – gesellschaftlich-politisch wie national verschiedenen – Bewußtseinsrahmen im Zusammenhang mit den Lebenskontexten ausgehen muß.

daß alle Mythen schlecht sind? Sind sie nicht vielmehr eine notwendige Dimension jeder Gemeinschaft? Wenn eine Gemeinschaft glaubt, sich von ihnen befreit zu haben, dann ist ihr oft nur nicht bewußt, daß ein Mythos durch einen anderen ersetzt wurde, wie z. B. Produktivismus und Effizienz neue Mythen darstellen.

Der nationale Mythos wird erst dann hinderlich, wenn er expansive, bekehrende missionarische – letztlich imperialistische – Formen annimmt.

In der Geschichte waren diesen beiden Vorstellungen immer wieder eng miteinander verbunden. Das zeigt sich auch in unserer Untersuchung, denn in unseren Köpfen integriert sich sehr oft, ohne daß wir es wissen, das internationale System und die Geopolitik<sup>14</sup>.

Wir haben gelernt, in dualen Begriffspaaren zu denken, wie: falsch/richtig, gut/schlecht, vernünftig/unvernünftig... Es scheint, als ob nur das eine oder das andere zutrifft. Es führt fast zwangsläufig dazu, daß jede Situation im Sinne eines Kräfteverhältnisses (herrschend/beherrscht) bewertet wird, ohne dialektisches Grundverständnis. Es ist allerdings richtig, daß in bestimmten historischen Situationen das „sowohl als auch“ die Identifizierung des Stärkeren verschleierte.

Ist die Vorstellung von der Nation zwangsläufig expansionistisch? Wenn man die Erfahrungen der Dritten Welt betrachtet, deren nationale Bewußtwerdung in keiner Weise mit

---

<sup>14</sup> Geopolitik: Untersuchung des Verhältnisses zwischen den Gegebenheiten der Geographie und jenen der Politik (des Staates).

Eroberung, sondern vielmehr mit dem Willen zum Überleben verbunden ist, dann stimmt das offensichtlich nicht.

Kann man daher die Verbindung Nationalismus = Aggression aufheben und nur das bewahren, was die positive Zugehörigkeit, ohne Ab- und Ausgrenzung anderer, ausmacht?

Entstehen nicht neue Mythen durch die Schwierigkeiten, die die Deutschen in der Bundesrepublik hatten, sich ihre Vergangenheit wieder zu eigen zu machen, angesichts ihrer Unfähigkeit vor 1989, sich eine eventuelle Wiedervereinigung vorzustellen – was mit der Festsetzung der Einflußsphären bei den Konferenzen von Yalta und Potsdam zusammenhängt?

### Die sozialen Prägungen unserer Forschungsseminare

Die Teilnehmer an den Seminaren waren ziemlich homogener Herkunft: es waren Angehörige der Mittelschicht. Obwohl der Wunsch bestand, dies zu ändern, zieht diese Art von Programmen meistens Lehrer und Vertreter aus anderen Bildungsberufen, Animatoren und Studenten an. Äußerst selten nahmen Berufstätige aus anderen Arbeitsbereichen daran teil, deren Engagement in diesem Bereich nur ehrenamtlich ist.

Daher war nur ein ganz bestimmter Teil der Mittelschichten unserer beiden Länder in diesen Programmen vertreten, d. h. der Teil der Mittelschichtsangehörigen, die ein ganz bestimmtes Verhältnis zum „Wissen“ haben; deren soziale Aufstiegschancen allein über Wissen erfolgten, die bereit sind, einen Teil ihrer Freizeit dazu zu benutzen, an einem forschungsorientierten Programm und an solchen Seminaren überhaupt teilzunehmen.

Der Schwerpunkt liegt für sie eher auf dem Aspekt der Fortbildung als auf dem forschungsorientierten Charakter der Begegnungen. Hinzu kommt, dass dieses Streben nach neuen Kompetenzen oft von dem Wunsch nach persönlicher Veränderung begleitet wird.

Die in der eigenen Sozialisation auftretenden Widersprüche und Spannungen sind in diesen sozialen Schichten besonders stark ausgeprägt. Dieses Unbehagen bezieht sich auf die allgemeine soziale Situation der Mittelschichtsangehörigen im Bildungswesen und steht in direktem Zusammenhang mit den widersprüchlichen und paradoxen Forderungen, wie sie oben bereits erläutert wurden: Individualismus/Solidarität, Freiheit/Konformismus, etc. Zahlreiche andere Probleme innerhalb des Gruppenlebens sind mit diesem Grundkonflikt verbunden. Der Sprung ins Internationale ist häufig ein Symptom für dieses Unbehagen. Vielleicht wird in einem völlig neuen Tätigkeitsfeld – wie das der internationalen Pädagogik – eine neue, zufriedenstellendere Lebensweise gesehen, die eine Neuorientierung des Alltags mit sich bringt.

Auf emotionaler Ebene war dieser Anspruch besonders deutlich. Der internationale Bereich will „Freundschaft und Zusammenarbeit“ entwickeln. Dies wird von seiten der Teilnehmer sehr tief empfunden und auch hier zeigt sich der Nachholbedarf, der sich aus ihrer Situation im Alltag ergibt. Insbesondere in einem Projekt „Wie haben Männer und Frauen in der Bundesrepublik und in Frankreich leben gelernt?“ stellte sich heraus, daß viele der repräsentierten Familien in besonderen Situationen leben, woraus sich erhebliche Probleme entwickelt hatten. Obwohl ein Teil der Gruppenmitglieder für ihr Alltagsleben neue Lebensformen suchte und oft Erfahrungen in

Wohngemeinschaften gemacht hatte, kam der größere Teil aus einem als „normal“ zu bezeichnenden Lebensalltag mit festem Einkommen, lebte in traditionellen Wohnungen und erfuhr als einzige Unterbrechung des Lebensablaufs die turnusmäßigen Sommerferien. Nur wenige Teilnehmer waren politisch oder gewerkschaftlich engagiert.

In einer offenen Forschungssituation werden vor allem individualistische Tendenzen gefördert, in dem Sinne „Ich mache, was ich will, wann ich will und wie ich es will...“ Dieses Moment der Singularität, die angesichts der Zerstückelung der Persönlichkeit in Berufsleben, Ausbildung, familiale und andere Beziehungen notwendig wird, bildet – im Gegensatz zu anderen Kulturen – den Nährboden der westlichen Zivilisation. Es ist Ziel unserer Erziehung, originelle Persönlichkeiten zu entwickeln. Es ist auch eine erste Form der Befreiung von ererbten, aber nicht verarbeiteten kollektiven Normen. Dies ist ganz besonders bei denjenigen bemerkbar, deren Sozialisation durch ihr Engagement in Jugendverbänden geprägt wurde, d. h. ganz besonders bei Animatoren und Lehrern, die ihre Existenz in gewisser Weise durch „Andere“ leben.

Es war uns aber noch nicht gelungen, die Voraussetzungen für eine internationale Zusammenarbeit zu thematisieren – eine der Absichten unserer Arbeit. Das lag vor allem an der Ausklammerung der politischen Dimension. Spürbar waren lediglich traditionelle Definitionen des „wir“ bei Opposition und aufeinanderfolgenden Spaltungen.

Der Begriff „Solidarität“ kann natürlich auch dadurch bearbeitet werden, daß man eine bestimmte Art von Beziehungen ablehnt.



Zumindest kann gesagt werden, daß es gelungen ist, den „Scheincharakter“ einer falschen Solidarität, der in vielen Begegnungsprogrammen anzutreffen ist, aufzudecken. Eine Arbeit über echte Solidarität kann aber nur stattfinden, wenn es gelingt, die oft widersprüchlichen Einzelemente unserer jeweiligen Zugehörigkeit zu beleuchten und aufzuarbeiten.

Diese tauchen ja immer nur in kritischen Situationen auf, immer dann, wenn im Laufe der Seminare ein „Analysator“<sup>15</sup> zum Vorschein kommt. Solch ein Analysator ist z.B. der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach neuer Erfahrung, „neuen gemeinsamen Lebensformen“<sup>16</sup> und dem Druck der Wirklichkeit, der zu Konformität mit bekannten Lebensformen zwingt. Er ist ständig in den Seminaren spürbar. Die Einstellung der Teilnehmer zum konstituierten Wissen und zur Vermittlung von Kenntnissen macht aus diesen Seminaren eher Weiterbildungs- als Forschungsveranstaltungen. Nur selten wird der Wunsch nach neuen Erfahrungen, nach Experimentieren in offener Weise geäußert, d. h. nach Aktivitäten, deren Ausgang nicht im voraus überschaubar ist. Das Praktizieren vertrauter Methoden wird vorgezogen.

Die offensten Verfahren, die von den Teilnehmern gewünscht wurden, waren „Gruppen ohne feste Aufgabe“ aus der Methodik der „Gruppendynamik“. Innovatorische Methoden wurden abgelehnt oder führten zu Mißerfolgen, wie beispielsweise ein Versuch, Aktivitäten zu finden, die für Eltern und Kinder gleichermaßen von Interesse sind.

---

<sup>15</sup> Analysator ist eine Situation in der Gruppe oder ein Ereignis, das eine Analyse auslöst. Es gibt auch konstruierte Analysatoren, die bewußt als Methode eingesetzt werden.

<sup>16</sup> s. Richtlinien des DFJW.

Die stärksten Widerstände wurden deutlich, als die Kompetenz der Animationsteams in Frage gestellt wurde. Ihnen wurde vorgeworfen, „sie wüßten nicht, wo es eigentlich lang gehe“. Der Vorschlag, Trainer für bestimmte Körpertechniken heranzuziehen, die bestimmte Übungen vorgeben könnten, illustriert die Suche nach Aktionsformen mit vorhersehbarem Ablauf. Die Pluralität der Ansätze – eine Spezifität der Forschungsteams – wurde als chaotisch erlebt.

Unsere Feststellungen gehen also in die Richtung, daß man es im Augenblick noch nicht schafft, sich aus den verschiedenen Konformitäten zu lösen, die von allen Seiten aufeinanderstoßen.

Vorzeitige Abreisen – soweit sie begründet wurden – erfolgten bei Teilnehmern, die entweder besonders stark den geltenden Normen unterworfen waren oder sich ihnen völlig widersetzen. Manche gewöhnten sich an die ungewohnt offene Situation, ohne jedoch wirklich an der experimentellen Arbeit beteiligt werden zu können.

Es kann zusammenfassend gesagt werden, daß die vorhandenen stereotypen Denk- und Handlungsweisen nicht überwunden werden konnten.

Die Bereitschaft zu Experiment und Innovation ist allerhöchstens in der Wunschform zum Ausdruck gekommen, so z. B. in Bezug auf die Auflösung der Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, die Aufnahme sozialer Beziehungen, etc.

In den verschiedenen Forschungsprojekten wurde manchmal deutlich, daß erhebliche Unterschiede in der Sozialisation

bestehen, was den Umgang mit Geld, die Verpflegung, die Sauberkeit, die Kindererziehung und den Bezug zur Geschichte angeht. Diese Unterschiede wurden häufig als nationale Besonderheiten verstanden, jedoch nie unter dem Gesichtspunkt unterschiedlicher Gesellschaftsschichten:

Wenn eine Untergruppe aus Franzosen und Deutschen mit einer anderen ebenfalls gemischten Untergruppe in Streit gerät, dann werden die von den Teilnehmern eingenommenen Positionen in der Regel als national abgestempelt. Die Denkweise der Untergruppe wird entweder der französischen oder der deutschen Denkweise zugeschrieben und im allgemeinen entspricht sie der jeweils vorrangig in der Untergruppe benutzten Sprache.

Auch wenn Trennlinien durch bestimmte soziale Situationen zu Tage treten, beispielsweise durch eine Frauengruppe, durch Eltern/kinderlose Erwachsene, Ledige/Verheiratete, Teilnehmer mit festem Einkommen/mit unregelmäßigem Einkommen, verschiedene Generationen etc., dann werden die Gründe immer in Bezug auf die nationalen Besonderheiten analysiert.

Scheinbar besteht die einzige Möglichkeit, Deutsche und Franzosen in einer Untergruppe zusammenzubringen darin, daß alle sie voneinander trennenden Fragen ausgeklammert werden. Das zeigt sich, wenn kleinere Gruppen von zwei oder mehr Personen sich entscheiden sollen, sich bereits bestehenden Gruppen anzuschließen, die sich mit ihren Unterschieden ausdrücken und Gegenpole zueinander darstellen. Die Unentschlossenheit ist deutsch-französisch.

Selten werden Eindrücke in dem Sinne geäußert, daß man sich in den auftauchenden Konflikten nicht mehr zurechtfindet und

Erklärungen dafür sucht. Das sind dann meistens Teilnehmer, die in ihrem Alltag irgendeine Form bi-kultureller Lebensweise gewählt haben (gemischte Ehen, freiwilliger Aufenthalt im andern Land, etc.). Es ist schwer zu sagen, ob diese Teilnehmer tatsächlich den Versuch unternehmen, zu einer neuen Synthese zu gelangen.

Im allgemeinen lehnen sich diejenigen Gruppen am meisten auf, die nicht im eigenen Land sind. Außerdem leben Deutsche lieber in Frankreich, als Franzosen in der Bundesrepublik.

Die „heiklen“ Fragen beziehen sich nicht auf die gleichen Aspekte des Alltags. Es gibt auch kein gegenseitiges Aneinandergewöhnen. Die Mißverständnisse in Bezug auf das Essen, die Sauberkeit und das Geld stellen Alltagsprobleme selbst bei Teilnehmern dar, die bereits an den deutsch-französischen Austausch gewöhnt sind. Bedenklicher noch ist das sich gegenseitige Überbietenwollen, das ausgeht von dem jeweiligen Selbst- bzw. Fremdbild.

Anstatt den Versuch zu machen, besser verstehen zu lernen, werden Erklärungen geliefert, die in die Defensive drängen und noch mehr in den Rückzug führen.

Beispiel: „Wir sind nicht bereit, über diese oder jene Angelegenheit zu diskutieren, denn das berührt unser angeknackstes nationales Selbstgefühl“.

„Ich koche nicht, weil ich es doch nicht so gut kann wie es die französische Küche vorschreibt, und außerdem ist es verlorene Zeit“.

„Wenn Du mir Deine Konzeption des Dialogs aufdrängen willst, dann halte ich lieber den Mund“.

Man gewinnt den Eindruck, als ob sich der Soziozentrismus<sup>17</sup> durch Selbstregulierung stets erneuert und nach und nach vor allem in schwierigen Situationen zu Argumenten greifen läßt, die diese Tendenz noch verstärken.

Man zieht sich also auf sich selbst zurück, steckt das eigene Gebiet ab. Man könnte natürlich annehmen, dies sei eine notwendige Phase, in der sich jeder darüber klar werden kann, worin die eigene nationale Identität besteht. Jeder angesprochene Aspekt diene dann dazu, sich zunächst zugleich als Franzose wahrzunehmen und die Unterschiede genauer zu definieren.

In den deutsch-französischen Begegnungen sollte versucht werden, sich mit dem sozio-zentristischen Bewußtsein zu konfrontieren. (Es ist allerdings nicht sicher, ob sie nicht dazu beitragen, dieses sozio-zentristische Grundverhalten noch zu festigen, wenn es in keiner Weise angesprochen wird).

Jeder Klärungsprozeß erfolgt offenbar in Etappen; wir sind noch weitgehend bei der, in der die nationale Identität stabilisiert wird.

Wir wollen an dieser Stelle besonders den (an anderer Stelle entwickelten) Bezug zur Geschichte erwähnen, denn er scheint uns ein prioritär wichtiges Arbeitsgebiet zu sein. Wir haben sowohl bei den deutschen als auch bei den französischen Teilnehmern, also bei Generationen, die den zweiten Weltkrieg

---

<sup>17</sup> Wir haben „Soziozentrismus“ hier als übergreifenden Begriff für alle Haltungen gewählt, die das eigene Denken und Handeln zum Maßstab nehmen.

nicht bewußt erlebt haben oder erst nach 1945 geboren sind, festgestellt, daß sie einer Beschäftigung mit der Geschichte keine Bedeutung zumessen, es sei denn sie waren besonders stark mit einer Ideologie verbunden, die ihr einen speziellen Stellenwert verleiht. Die Teilnehmer situieren sich normalerweise in Bezug auf Geschichtsprozesse so, als seien sie aus sich selbst heraus entstanden. Geschichte erscheint ihnen sinnlos, denn man könne nichts aus ihr lernen, was für uns heute oder morgen von Bedeutung wäre.

Ihr Bezugssystem ist indessen pazifistisch und relativistisch, womit ebenfalls eine bestimmte Blickrichtung auf die Geschichte impliziert ist. Man lehnt die Vorstellung der Nation ab, weil sie mit Kriegen verbunden sei. Es wird so getan, als sei 1945 der Anfang der Geschichte, das Jahr Null. Ein neues Jahr Null zeichnet sich mit dem Fall der Mauer 1989 ab. Das Konzept der Nation sei lediglich für die Staaten der Dritten Welt sinnvoll. Die Weltpolitik könne nur durch Veränderung von Personen aber nicht durch politische Umorientierungen geändert werden. Politik sei ideologisch und daher schlecht. Notwendig seien glaubwürdige Aussagen, alternative Aktionen wie die von Kriegsdienst-verweigerern, von Stadtteilgruppen, von Frauengruppen etc.

So etwas läßt auf eine völlige Unkenntnis totalitärer Mechanismen und eine Überhöhung der Individualität schließen.

Bei einem Seminar über Geschichte entstand die tiefgreifendste Meinungsverschiedenheit über die schweigenden Massen während des Dritten Reichs. Diese Frage ist in einer Diskussion unter Angehörigen der Mittelschicht von Bedeutung, denn gerade jene, die den leichteren Zugang zur Kultur haben, sind von den

Widersprüchen in einer Welt, die sich zugleich rapide und sehr langsam wandelt, besonders stark hin- und hergezerrt.

Allerdings:

„Wer im Dunkeln laut singt, weil er Angst hat, kann deshalb noch nicht besser sehen“. (S. Freud)

Wie kann man auf einer solchen Basis mit der Frage nach einer „europäischen Staatsbürgerschaft“ umgehen? Grundsätzlich können die zerstörerischen Komponenten der europäischen Zivilisation nur durch eine Konfrontation mit anderen Zivilisationen erfaßt und überwunden werden. Insbesondere müssen die für die Sozialisationsprozesse erhofften Veränderungen von der immer weiter zunehmenden Dichotomie zwischen Vorstellungen und erlebter Realität ausgehen. Die zunehmende Distanz zwischen gedanklichen Konzepten und tatsächlicher Erfahrung scheint für die europäischen Zivilisationen charakteristisch zu sein. Kein anderer Kulturkreis hat bisher eine so weite Trennung zwischen Wissenschaft und Handeln im Alltag vollzogen.

Die Bearbeitung und der Abbau von Vorurteilen galt eine Zeit lang als eine Antwort, denn damit wurde eine Verbindung zwischen Erfahrung und Denken hergestellt. Deshalb wurde der Abbau der Vorurteile häufig als eine der Hauptaufgaben vorgeschlagen, die sich die in den Begegnungen verantwortlichen Gruppenleiter dann guten Glaubens selbst stellten. Wir gewannen den Eindruck, daß diese Arbeit nicht besonders wirkungsvoll ist, denn es wird dabei meistens nicht die eigene sozio-zentristische Sicht der Welt hinterfragt. Man sagt ja mehr über sich selbst als über andere aus, wenn man stereotype Vorstellungen äußert. Wir denken daher, daß unsere Anstrengungen einer besseren Kenntnis des

eigenen Selbst, der Identitätsarbeit in all ihren Ausformungen, gelten sollten. In diesem Sinne sollten auch die Richtlinien des DFJW verstanden werden, nicht als definitive Festlegung, sondern als Prozeß, als Herausforderung.

Wir benötigen in diesem Zusammenhang eine Ethnologie, die sich mit der Rolle der europäischen Gesellschaften in der Welt beschäftigt. Am Ende der drei Projekte sind wir zu der Auffassung gelangt, daß es schwer sein wird, eine Inter-Ethnologie unserer beiden Länder ohne Beteiligung (nicht europäischer) Dritter zu verwirklichen.

Die nationale Identität beinhaltet eine Gesamtheit von Erfahrungen, die in interkulturellen Situationen zwar verschieden erlebt werden, die aber im Grunde genommen den gleichen Charakter haben. Weltweites soziales Lernen stößt sich an der nationalen Dimension aber auch an Dimensionen der Gemeinschaft, der Regionen, Ethnien, Stämme usw., d. h. an kollektiv organisierten Ebenen. Dies würde auch für ein Gefüge wie z. B. das vereinte Europa gelten, bei dem oft die Unterschiede verdrängt oder zu gering sind, als daß sie ernst genommen werden.

Man könnte also – mit viel List – versuchen, den Umweg über die Dritte Welt zu gehen. Dieser Weg ist schwer, kann aber dazu führen, die europäische Dimension unserer Funktionsweisen aufzudecken und so die Blockierung des heutigen Integrationsprozesses des Individuums aufzulösen. Voraussetzung dafür ist eine Aufarbeitung der Beziehungen zwischen Erfahrung und Vorstellung vom eigenen Selbst einerseits und die Bearbeitung von Abhängigkeitsbeziehungen und Machtstrukturen andererseits.





### III. Der zerbrochene Spiegel (Infragestellung der binationalen Animation)

#### Zunehmende Autonomie von Personen und Gruppen

Im Bereich des internationalen und interkulturellen Lernens, mit dem wir uns hier beschäftigen, muß Individuen und Gruppen die Möglichkeit gegeben werden, frei die Regeln der internationalen Ordnung zu bestimmen, denen sie sich unterwerfen wollen.

Für die deutsch-französischen Begegnungen ist es wichtig, daß die daran beteiligten Personen und Gruppen Sinn und Zweck der Begegnung selbst bestimmen und nicht einfach die Gründe und Motive der Älteren und der Institutionen übernehmen. Diese Sinnfindung setzt aber voraus, daß ein Klärungsprozeß stattfinden kann und daß Entscheidungen erst daraus getroffen werden. Die Arbeit müßte zu einer neuen Sozialisation führen, die mit der neu zu schaffenden internationalen Ordnung einhergehen sollte. Es handelt sich dabei im wesentlichen um ein multidimensionales soziales Lernen und um die Entwicklung geeigneter Verhaltensweisen für diese neue Weltordnung. Hierin liegt das eigentliche Ziel unserer Untersuchungen.

Diese gesellschaftliche Produktion, die darin besteht, daß jeder seinem Leben in Bezug auf die Welt einen bestimmten Sinn gibt, ist das eigentliche Ziel, das politische Projekt jeglichen Erziehungssystems. Wir wissen aber, daß über die Zielbestimmung hinaus die u.a. institutionelle Schwerfälligkeit wie viele andere dazu führt, daß Bestehendes integriert und fortgeschrieben wird.

Was aber geschieht, wenn nationale Bildungsinstitutionen (wie beispielsweise Jugendverbände) sich mit einer zwei-staatlichen Institution zusammenschließen, die sich die Förderung der „Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen zwei Völkern“ zum Ziel setzt? Welche reale Autonomie können Personen und Gruppen in einer solchen Aktion erlangen? Stellt diese binationale Situation einen Ort dar, wo folgende Aspekte gleichzeitig berücksichtigt werden können:

- daß ganzheitliche und konkrete Menschen daran beteiligt sind, nicht allein als Animateure, sondern als Männer und Frauen, als (Staats)Bürger(innen), als Verbraucher(innen), als Produzenten(innen), als Menschen mit der ihnen eigenen Lebensgeschichte, mit einer bestimmten Einordnung in Raum und Zeit, mit eigener Persönlichkeit und Veranlagung?
- daß die zwischenmenschlichen Beziehungen unter ihnen Beachtung finden?
- daß sich die Teilnehmer in diesen Gruppen nicht einem institutionellen Gruppenkonsens unterzuordnen haben, d. h. daß auf allen Ebenen Unterschiede nicht als Hemmschuh sondern eher als Vorteil erlebt werden?
- daß Teilnehmer und Gruppenleiter fähig werden können, sich in einem Klärungsprozeß mit jenen Fragen auseinanderzusetzen, die sich mit der Gruppe (der Gesellschaft) in ihrer Existenzberechtigung auch im internationalen Kontext beschäftigen: Welche Möglichkeiten bieten binationale Begegnungen, nach den Rahmenbedingungen der Interdependenzen auf allen Ebenen zu suchen?

Der deutsch-französische Vertrag der Zusammenarbeit, auch

Freundschaftsvertrag genannt, der zwischen der Französischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland abgeschlossen wurde – und aus dem das DFJW hervorging – drückt in aller erster Linie einen entschlossenen politischen Willen aus.

Eine politische Dimension tritt jedoch in den Begegnungen meistens nicht in Erscheinung. Dies ist unsere Hauptfeststellung aus den drei Forschungsprojekten. Im Vordergrund stehen psychologische Aspekte sowie die Beziehungsebene. Die politische Dimension scheint dabei verbannt zu sein. In deutsch-französischen Austauschprogrammen werden die Teilnehmer äußerst selten in die Situation versetzt, über die Zielsetzung des DFJW, über Fragen der Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern und deren Entwicklung oder deren besondere Rolle in Europa und in der Welt nachzudenken, diese für sich selbst zu klären und zu erfassen. Der Mangel an Neugier in Bezug auf das jeweils andere Land war dann auch eine zentrale Feststellung unserer Untersuchungen.

Hierauf sagen viele Animateure, das entspreche nicht den „Bedürfnissen“ der Jugendlichen, oder sie führen Passivität und Desinteresse der Teilnehmer an, die ja „den Krieg nicht erlebt“ haben und sich von der Geschichte der Eltern-Generation nicht betroffen fühlen. Wir aber meinen, daß gerade eine Pädagogik der interkulturellen Beziehungen nicht darin bestehen kann, daß die Geschichte stellvertretend erlebt wird, eine Geschichte also, die nicht die der Betroffenen ist, so daß beispielsweise die Rede des Bürgermeisters, Besuche in Museen, in Ausstellungen, Referate über das DFJW und über die Geschichte deutsch-französischer Beziehungen nicht im Vordergrund der Arbeit stehen sollten. Eine Pädagogik, wie wir sie meinen, müßte im Gegenteil an den Fragen der Jugendlichen ansetzen, an den Überlegungen, die mit

ihnen selbst, mit ihrem Leben, mit „ihrer Welt“ zu tun haben, selbst wenn sie für Pädagogen den Anschein erwecken, als gingen sie „am Thema vorbei“. Historisches Bewußtsein kann nicht nur erworben werden, indem Kenntnisse der Erwachsenen an die Jugendlichen weitergegeben werden, sondern in erster Linie durch die Beziehungen, die Jugendliche zwischen ihrem eigenen Leben und der Geschichte herstellen können. Dieser „Umweg“ scheint in der traditionellen Pädagogik vernachlässigt zu werden. Unter dem Vorwand, daß die Begegnungen in der Freizeit stattfinden, schlagen andere Animatoren wieder Freizeitveranstaltungen als Fundament der interkulturellen Begegnungen vor. Diese Aktivitäten sind in einer Weise strukturiert, daß die genannten Fragestellungen erst gar nicht aufkommen können.

Meistens lief alles so ab, als ob allein die Tatsache, bei solchen Begegnungen anwesend zu sein, eine bedingungslose Unterstützung der Ziele des Jugendwerks beinhalte. Dabei ging es doch vielmehr darum, gemeinsam leben zu lernen. Nur über das „Wie“ wird gesprochen, niemals über das „Warum“. Obwohl Forschungsprojekte in einem Zeitraum mit wichtigen politischen Ereignissen stattfanden, wie z. B. während der Schleyer-Affäre, während eines Streiks der deutschen Stahlarbeiter für die 35-Stunden-Woche, Wahlen zum Europaparlaments, oder zu dem Zeitpunkt, als der Vorschlag erfolgte, das französische und deutsche Militär in die NATO zu integrieren, um nur die wichtigsten zu nennen, wurde keines dieser oder irgend ein anderes weltpolitisches Ereignis in den Begegnungen diskutiert oder auch nur gestreift. Erst als die Forscher, nachdem sie diese Beobachtungen mitgeteilt hatten, eine Diskussion hierüber einleiteten, wurde deutlich, wie groß die Schwierigkeiten waren, eine Diskussion über Begleitumstände und Ursachen solcher

Ereignisse zu führen.

Unsere zweite Feststellung steht in Verbindung mit der ersten: die psychologische Ebene und Dimension der Beziehungen prägen in erheblicher Weise die Begegnungen. Das kurze Eintauchen in das Milieu des Gastlandes der Begegnungsgruppen ist vergleichbar mit dem Konsumieren der Touristen. Die Zeiteinteilung ist durch die Mahlzeiten vorgegeben. Auch die Abfolge der Tage scheint kaum Beachtung zu finden. Die Zeit scheint als historische Dimension nicht zu existieren, als Zeitraum, in dem Veränderungen stattfinden können. Die Gruppen leben wie im indifferenzierten Mutterleib in einer Gruppenillusion.

Dieses Fehlen an Differenzierung scheint uns der symbiotischen Beziehung des Kindes im Uterus zu entsprechen. Die tatsächlich vorhandenen Unterschiede werden ausradiert, man tut so, als sei man Teil eines Ganzen und als verstehe man sich sowieso. Eine allgemein herrschende Verständigung wird vorgegeben, während aber in der Erziehung der Anspruch erhoben wird, die Entwicklung der Persönlichkeit und autonomer Gruppen zu fördern. Die Entstehung des Selbst aber ist nur durch Konfrontation und Opposition möglich. Die Arbeiten von Piaget über die Entwicklung des Kindes zeigen, daß es nur dann zur Ich-Bildung kommt, wenn die Symbiose mit der Mutter aufgelöst wird. Für unsere Teilnehmer und unsere Gruppen bedeutet es, daß Autonomie erst durch Bewußtwerdung der Geschichte und ihrer Wandlungen erreicht werden kann; d. h. durch die gemeinsame Arbeit an den Unterschieden und den Gemeinsamkeiten mit den Anderen, in den Gruppen, mit den Animatoren, mit der Umgebung und mit unseren beiden Gesellschaften. Dabei müssen Jugendliche auch erfahren können, was in ihnen „spricht“: die nationale Gemeinschaft, Machthaber oder individuelle

Verleugnungsprozesse. Individuelle Belastungsproben und kollektive Erfahrungen, die in der jeweiligen Gesellschaft gemacht wurden, könnten in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden und es den jugendlichen Teilnehmern erlauben, sich selbst zu entscheiden, welchen Sinn sie ihrem Leben geben wollen.

Die Gruppenillusion hat verschiedene Ursachen. Der erste Grund ist der, daß niemand die Frage nach dem „Warum“ stellt. Wer brachte die jungen Menschen zusammen? Was wird von ihnen erwartet? Was sollen sie tun bzw. nicht tun? Geht es darum, Europa zu vereinheitlichen und seine Stellung in der Welt zu festigen? Welches Europa? Geht es darum, ein Europa zu schaffen, das einen Beitrag zur Neubestimmung der internationalen Beziehungen leistet? Diese These geht von der Annahme aus, daß Unterentwicklung, Gewaltherrschaft und Ungleichheit verschiedenster Ausprägung nicht allein Folgen der Entwicklung der europäischen Staaten sind, sondern Symptome ihrer Fehlschläge.

So lange die Frage der übergeordneten Bestimmung der Begegnungen nicht angeschnitten wird, so lange kann auch eine Arbeit, die auf eine größere Autonomie der Individuen und Gruppen abzielt, nicht stattfinden. Der Mikrokosmos der Gruppe allein reicht als soziales Lernfeld nicht aus.

### Zeitliche Beziehungen zwischen Seminar und Alltag

Viele Teilnehmer nahmen an den deutsch-französischen Seminaren teil, um zusammen mit anderen an einem gemeinsamen Ort ihren Traum von Verständigung, Freundschaft, deutsch-französischer und/oder europäischer Solidarität, wie er in

den DFJW-Richtlinien als Zielsetzung aufgezeigt wird, verwirklicht zu sehen. Zunächst muß dabei bemerkt werden, daß diese Zielsetzungen aus Normen und Wunschdenken abgeleitet wurden, die oft im Widerspruch zu den jeweiligen Interessen der Staaten stehen, die in ihrer alltäglichen Realität von Kräfteverhältnissen und Konkurrenz gekennzeichnet sind.

Das führt oft dazu, daß dieser Widerspruch tabu bleibt und es dann darum geht, die Unterschiede z. B. im Sinne einer „Trans-Nationalität“ zu überwinden, oder durch einfachen guten Willen und durch ein ideales Selbstbild eine Gemeinschaft zu schaffen, die weder deutsch noch französisch, sondern deutsch-französisch und europäisch ist. Aber eine solche heile supranationale Welt kann es noch nicht geben. Es gibt Frankreich, es gibt Deutschland und die anderen Nationen. Das Seminar findet entweder hier oder dort statt. Es entsteht zwangsläufig Asymmetrie, denn es kann an keinem neutralen Ort – auf der Grenze, im Niemandsland – stattfinden, wie es sich manche Teilnehmer oft in ihren Phantasien vorstellen.

In den deutsch-französischen Gruppen kommt es zu einem von Jacques Guigou<sup>18</sup> beschriebenen Phänomen: der „stagification“ („Verkürzung der Bildungsarbeit“), d. h. einem völligen Bruch mit dem alltäglichen Leben und der Arbeitswelt. Das bedeutet nicht, daß sich die soziale „Makro-Ebene“ im Seminar nicht ausdrückt, aber sie bleibt bewußt auf die Gruppe beschränkt.

Die Tatsache, daß die Seminare häufig an Orten stattfinden, die auch dem Tourismus dienen, fördert nicht etwa die Aufhebung der Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, sondern verfestigt

---

<sup>18</sup> Jacques Guigou, *Les analyseurs de la formation permanente*, Ed Anthropos, 1979. *La stagification*, revue Education Permanente N° 31, Déc. 1975.



noch den Bruch mit dem sozialen Leben eines jeden Teilnehmers. Es handelt sich um Ferien und Vakanz zugleich.

Das Ende der Begegnung – der Tod der Gruppe – wird häufig sehr intensiv erlebt. Aber auch das bedeutet, daß das Seminar einen Zeitraum darstellt, der aus dem Alltagsleben ausgeklammert wird und damit eine besondere Aufwertung erfährt.

### Die Ursachen der Uneinigkeit

Trotz der intensiven Vorbereitungszeit vor den Seminaren, in der die inhaltlichen und persönlichen Positionen und Differenzen der einzelnen Teammitglieder vorgeklärt werden sollten, verfiel sich das Team der forschungsorientierten Fortbildungsprogramme – und mit ihm dann gelegentlich auch die Gruppe – unter dem Druck der Animationssituation häufig in blockierenden stereotypen Klassifizierungen: so wurde mit nationalen Differenzen argumentiert, obwohl bei einer genaueren Analyse zumindest hätte berücksichtigt werden müssen, daß vor allem unterschiedliche institutionelle Zugehörigkeiten bzw. Abhängigkeiten zu unterschiedlichen Interventionen der Teammitglieder Anlaß gaben. Wie weit das unterschiedliche Animationsverhalten der Teammitglieder neben nationalkulturellen und institutionellen Einflüssen auch von unterschiedlichen finanziellen, wissenschaftlichen und emotionalen Bedürfnissen und Interessen geprägt war, konnte nur ansatzweise bearbeitet werden. Wie aber sollen Animatoren Methoden erarbeiten, die die Erforschung gerade dieser wesentlichen Unterschiede im Animationsverhalten ermöglichen, wenn sie selbst so wenig in der Lage sind, sich in die Bearbeitung dieser Komplexität selbst einzubringen?

Die Forschung über Animationskonzepte und -verhalten in Deutschland und Frankreich erwies sich vielleicht auch deshalb als so schwierig, weil der Ansatz, diese gleichzeitig als Aktionsforschung und Fortbildung durchzuführen, auf einem nicht immer eingelösten Anspruch beruhte: „Solange wir im Team nicht abgeklärt haben, wie weit wir selbst uns von der Problematik dieses Themas betroffen fühlen, d. h. unsere eigenen „enjeux“ (das, was auf dem Spiel steht) nicht fixiert, abgesteckt und expliziert haben, wird unsere Animation in erster Linie Pädagogik bleiben, d. h. Animation für andere, bestenfalls mit anderen...“.

Vielleicht trat bei diesem Stand der Reflexion auch ein national-institutionell bedingter Unterschied in den Animationskonzepten zwischen den französischen und deutschen Teammitgliedern zutage, der auf der unterschiedlichen Tradition und Funktion der Jugendarbeit und damit befaßten Institutionen in den beiden Ländern beruht. Dabei müßte man unterscheiden zwischen staatlich subventionierter und freier Jugendarbeit. In der ersteren wird Jugendarbeit häufig verstanden als kompensatorische Arbeit an Sozialisations- und Gesellschaftsdefiziten, als Engagement für andere. In dieser Konzeption liegt vermutlich eines der Grundprobleme für die relative Handlungsunfähigkeit eines Teams: Animateure beziehen einen Teil ihrer Daseinsberechtigung daraus, für andere zu denken, zu planen und zu handeln. Der Animator wird in der pädagogischen Situation hauptsächlich dadurch zum Subjekt, daß er gegenüber Objekten als solches berufen wird. In einer Situation aber, in der er sich als Teilnehmer empfindet und sich nicht mehr auf Grund von Institutionalisierung Teilnehmern gegenüber sieht, erweist er sich häufig als Subjekt hilflos.

Aus dieser Unsicherheit, die zur Handlungsunfähigkeit in Situationen führen kann, in denen dieser Animateur nicht mehr andere, die in der Regel einen minderen Status haben, animieren kann, sondern auch für sich selbst denken, planen und handeln muß, werden wir erst dann herauskommen, wenn wir erkennen, daß jeder Animateur in seinen jeweiligen Praxisfeldern auch ein existentielles Projekt verfolgt<sup>19</sup>. Die existentiellen Komponenten, die den Einsatz für andere motivieren, bleiben vielen in der Jugendarbeit Engagierten unbewußt, wenn sie nicht sogar verdrängt werden. Diese psychisch bedingten „enjeux“ der einzelnen Teammitglieder bleiben häufig unbeachtet oder werden allenfalls durch Verlagerung auf andere Ebenen oder Themenbereiche ansatzweise behandelt. Muß noch hinzugefügt werden, daß sich auch hier ein noch viel weiteres Forschungsfeld öffnet ...?

Wir sind nun an einem Punkt angekommen, an dem wir feststellen können, daß die Autonomie der Jugendbegegnungen von Deutschen und Franzosen im Verhältnis zum Staat fiktiv und verbal bleibt. Tatsächlich werden die den Richtlinien des DFJW zugrunde liegenden politischen und ideologischen Normen weder analysiert noch werden sie in Frage gestellt. Sie scheinen nicht nur durch die Verbände akzeptiert und weitergetragen, sondern auch durch Animateure, Forscher und Teilnehmer an den Begegnungen.

Die Staatshäupter unserer beiden Länder wiederholen immer wieder, welch großes Interesse sie den Begegnungen beimessen, um auf diese Weise einen Beitrag für Verständnis und Partnerschaft zu

---

<sup>19</sup> s. Arbeitstext Nr. 15 des DFJW 1998.

leisten.

Es macht sich gut, wenn man auf die exemplarischen deutsch-französischen Beziehungen der Freundschaft und der Zusammenarbeit verweisen kann und dabei die mehr als sechs Millionen Jugendlichen erwähnt, die seit Bestehen des Jugendwerks an Austauschprogrammen beteiligt waren.

Dies ist unbestreitbar ein quantitativer Erfolg, und die vom DFJW im Bereich der Forschung gemachten Anstrengungen sollten auch zu einer Verbesserung der Begegnungsformen führen können.

Trotzdem dürfen für uns diese Konzepte der Freundschaft und der Zusammenarbeit nicht die Realität verschleiern, die nicht weniger bekannt ist: Konkurrenz, versteckte Konflikte, soziale Ungleichheiten, Nationalismus, Ausgrenzung von Jugendlichen und anderen.

Solange Verbände, Animateure, Forscher und Teilnehmer eine weitergehende Reflexion über diese Konzepte aussparen, leben sie selbst in einem vom Staat vorgegebenen „Imaginären“ (Freundschaft, Zusammenarbeit, Völkerverständigung) und bringen andere dazu, auch in diesem Imaginären zu leben, was kaum zu einer glaubwürdigen Politik führen kann. Es ist das Reich der falschen Harmonie. Das schwierigste Problem besteht darin, sich diesem Imaginären zu entziehen. Wann und wie stellen wir uns schon in unserem Alltagsleben die Frage danach, wie die einzelnen Institutionen, in denen wir uns täglich bewegen (Familie, Gewerkschaften, Massenmedien,...) ineinander greifen? Wann und wie werden diese Beziehungen analysiert? Der Animator ist ein sozialer Vermittler zwischen Zentrum und Peripherie (Staat, Verbände, Jugendliche). Er trifft

dabei ständig Entscheidungen, indem er sich jeweils entweder für das Zentrum oder die Peripherie ausspricht. Er kann sich dieser Reflexion und dieser Stellungnahme nicht entziehen.

Themen wie: die Zukunft Europas und der Welt, der Sinn des Lebens, der Lebensplan von Individuen und gesellschaftlichen Gruppen aber werden immer weniger in solchen Jugendverbänden behandelt, die sich mehr und mehr als Freizeitagenturen verstehen. Eine Entwicklung in Richtung auf eine größere Autonomie erfolgt allein durch individuelle und kollektive Sinngebung. Diese Sinngebung aber kann sich angesichts der Herausforderungen des beginnenden 21. Jahrhunderts nicht mehr allein auf die Gegenwart und auf die Realität der vorherigen Generationen beschränken.

Das DFJW ist also nicht der Grund für diese Blockaden und Hindernisse, denn ideologische Orientierungen und politische Entscheidungen werden normalerweise durch die Verbände und dann durch die Animationsteams – nicht durch das DFJW – bestimmt.

Zur Zeit sieht es aber so aus, daß überhaupt keine Entscheidungen getroffen werden, weder von den Verbänden noch von den Animationsteams. Daher kann auch keine Konfrontation stattfinden. Erst wenn Animatoren, Forscher und Teilnehmer sich gegenseitig als Träger eines Lebensprojekts erkennen lernen, erst wenn jeder in die Begegnung seine individuelle und kollektive Lebensgeschichte und die in Bezug auf die Zukunft getroffenen individuellen und kollektiven Entscheidungen einfließen läßt, womit der Rahmen der Begegnung weit überschritten wird, kann größere Autonomie und eine andere Aufteilung der Macht erreicht werden, oder es können zumindest Vereinbarungen

getroffen werden, die auf diesem Weg weiterführen.

Das bedeutet, daß eine Neuverteilung der Macht in dem Augenblick beginnt, wo die eigene geschichtliche Dimension eingebracht wird und wenn man sich für seine Zukunft verantwortlich fühlt. Der einzig mögliche Erfolg des Dialogs liegt darin, daß es gelingt, gemeinsam Sinn zu finden und nicht darin, den anderen zu überzeugen.

Wenn aber Animateure und Teilnehmer sich einer solchen Konfrontation verschließen, führt dies zu Kommunikationsunfähigkeit. Das führte zum Bruch im Animationsteam.

Worüber können wir miteinander kommunizieren, wenn wir es gleichzeitig ablehnen, uns miteinander zu konfrontieren und uns als „sprechende“ und nicht als „gesprochene“ Wesen zu erleben?

Wir werden nun versuchen, aufgrund der bis hierher aus unserem eigenen Werdegang vorgenommenen Schlußfolgerungen jene Bedingungen herauszuarbeiten, die unserer Meinung nach eine wirksame binationale Animation ermöglichen sollten.

### Welche Bedingungen für eine binationale Animation?

Die binationalen Animationsteams versuchen, eine zuverlässige und kohärente Arbeitsweise zu finden und stoßen dabei auf die von uns beschriebenen Probleme bzw. Widersprüche. Wir glauben, daß es uns in unserem Projekt gelungen ist, über die Beschreibung dieser Schwierigkeiten hinauszugehen, obwohl wir lediglich Richtungen aufzeigen können, die es weiter zu

untersuchen gilt. Der Weg, den wir beschreiben, hat die Form einer Ellipse. Sein Ausgangspunkt ist die Konzeptionsarbeit im Team, die von dem kleinsten gemeinsamen Nenner ausgeht. Diese Konzeption überwiegt zur Zeit in nahezu allen Animationsverfahren im binationalen Bereich. Wir waren davon ausgegangen, daß diese Vorgehensweise unserem Projekt nicht dienen kann und haben beschlossen, in einem offenen Team zu arbeiten, d. h. Heterogenität der Mitglieder im Team zu akzeptieren. Wir werden in der Folge die einzelnen Phasen beschreiben, die wir durchlaufen haben, um schließlich die Einzelelemente einer möglichen neuen Strategie zu bestimmen, einer noch zu entwickelnden Forschungsrichtung. Um eine solche Beschreibung vornehmen zu können, werden wir versuchen, mehrere Parameter genauer zu betrachten, die uns zur Zeit für die Suche nach einer zukunftsweisenden Arbeitsweise im Team und in der Gruppe wesentlich erscheinen.

Es geht dabei um die Beziehung zwischen Zeit und Raum, Grundlage der „sozialen Dichte“ zwischen Animatoren und Teilnehmern; die Beziehung also zwischen dem, was außerhalb und dem was innerhalb des Seminars abläuft, und in welcher Form Macht ausgeübt wird.

Teams, die in ihrer Arbeitsweise lediglich von dem kleinsten gemeinsamen Nenner ausgehen, beziehen sich allein auf das, was an Übereinstimmung zwischen ihnen vorhanden ist. Diese Strategie verkörpert die Suche nach Harmonie auf der Grundlage der Gemeinsamkeiten. Die Zeit wird in ihrem Ablauf nur insofern berücksichtigt, als sie organisatorische Unterbrechungen im Tagesablauf bringt (feste Mahlzeiten, Arbeitsphasen, Freizeit), die in der Regel bereits im voraus festliegen und nicht hinterfragt werden. Die Teams betrachten diese Unterbrechungen als durch

das Realitätsprinzip und durch Sachzwänge diktiert. Abweichungen von der Regel werden als Fragen der Disziplin behandelt. Eine solche Beziehung zur Zeit negiert die Dauer in ihrer psychologischen und emotionalen Dimension, negiert die natürlichen Lebensrhythmen, negiert die Geschichte. Die Verbindung mit dem, was außerhalb des Seminars geschieht, die Verbindung mit dem gewöhnlichen Alltag der Teilnehmer ist unterbrochen. Zur Umwelt des Seminars entsteht eine Konsumentenbeziehung, eine Beziehung zwischen Objekt und Studienobjekt. Das gleiche gilt für die Machtbeziehungen zwischen Teammitgliedern (Subjekt) und Gruppenteilnehmern (Objekt). Die Macht wird selbstverständlich auf traditionelle Weise ausgeübt. Raum und Zeit werden durch das Team und durch den jeweils gegebenen Rahmen der Tagungsstätte bestimmt.

Dabei gibt es durchaus modernistische Versionen des praktizierten Animationsstils, denn nur wenige Institutionen würden sich in dem wiedererkennen, was hier beschrieben wurde: man spricht von demokratischer Beteiligung, flexibler Aufbereitung der Programme, etc. Aber wie dem auch sei, modern oder unmodern führt ein solcher Animationsstil – weil er nichts in Frage stellt – zu einer Festschreibung der bestehenden sozialen Beziehungen. Deshalb sind wir der Meinung, daß dieser Stil im Widerspruch steht zu den Zielen, die dem deutsch-französischen Austausch und der Forschung zugeschrieben wurden.

Kann denn tatsächlich Zusammenarbeit entstehen, wenn lediglich von den Gemeinsamkeiten, von dem was identisch zwischen zwei Ländern ist, ausgegangen wird? Soll denn der „europäische“ Mensch, bei der Konstruktion Europas, die ja bereits das Ergebnis



eines kleinsten gemeinsamen Nenners ist, noch stärker Objekt einer vereinheitlichenden (homogenisierenden) Politik werden? Wird damit nicht an den Realitäten unseres gesellschaftlichen Lebens vorbeigegangen und eine Chance vertan, die eine Bereicherung, eine gegenseitige Öffnung, eine bewußt erfahrene Diversifizierung der Lebensgewohnheiten und Verhaltensweisen auf der Ebene der sich begegnenden Gruppen bringen könnte?

Wir haben uns bereits für das Prinzip des offenen Teams ausgesprochen, des pluralistischen Teams, das für soziale, nationale, kulturelle und politische Unterschiede offen ist, in dem von der Notwendigkeit des Dialogs, der Konfrontation und des Aushandelns von Interessen (sowohl im Team als auch in der Gruppe) ausgegangen wird.

In einer ersten Phase ist es uns nicht gelungen, im Team die Schwelle *der Nebeneinanderstellung von Aussagen und Handlungen* zu überwinden, was zur Neutralisierung der vorhandenen Energien führte. Es entstand eine Lähmung des Teams, eine Negierung der Machtbeziehungen und daraus folgend ein Laissez-faire-Stil, den man als „Nicht-Animation“ bezeichnen könnte. Diese Animation beruft sich auf Modelle liberaler Illusionen, bei denen so getan wird, als sei alles möglich. Letztlich aber läuft überhaupt nichts, weil keine Beziehungen von Mensch zu Mensch aufgenommen werden können, denn damit würde man sich der Gefahr einer Veränderung, einer Wandlung aussetzen.

Dieser Stil führt zur Bildung von Gruppenillusionen, zur Reduzierung der interindividuellen Beziehungen auf ihre rein psychologischen Komponenten und läßt die soziale Dimension

des Individuums völlig außer Betracht. Diese Phase beruht ausschließlich auf dem Lustprinzip. Alles läuft im „Hier-und-Jetzt“ der Gruppe ab und das Alltagsleben der Teilnehmer und die soziale Umgebung des Seminars bleiben außen vor. Die Zeit scheint sich aufzulösen und damit schwindet jede historische und soziale Orientierungsmöglichkeit.

Die zweite Phase besteht in der *Aufteilung der Sklaven*. Auch hier geht es nach wie vor um eine unverbundene Nebeneinanderstellung der Interventionen der Animateure, die jetzt in der Gruppe „Verbündete“ suchen. Damit versuchen sie, die Grenzen ihrer Einflußzonen abzustecken. Je mehr Teilnehmer einem Animateur folgen, desto größer ist auch seine Einflußnahme auf den Seminarverlauf. Dabei aber kommt es immer noch nicht zur Konfrontation. Im äußersten Fall können gerade so viel kleine Seminargruppen entstehen, wie es Animateure gibt. Dem liegt das Modell der friedlichen Koexistenz zugrunde. Die Aufteilung erfolgt nach „Affinitäten“, wobei in der Regel die größte Verführungskraft entscheidet. Von den Teilnehmern wird nicht Gehorsam gefordert, sondern ihre Zustimmung beruht auf der Verinnerlichung der Herrschaftsmodelle: Macht wird nicht mehr von außen ausgeübt.

Der Faktor Zeit beginnt, sich bemerkbar zu machen. Die Zeit bleibt zersplittert und wird durch die Untergruppen quasi selbständig verwaltet.

Das Zusammenführen, die Konfrontation der Untergruppen wird meistens als Zeitvergeudung erlebt; man befindet sich noch in der Phase des a-historischen Selbstverständnisses. Die soziale Außenwelt des Seminars bleibt weiter Objekt, Gegenstand touristischer Studien.

Weil wir der Meinung waren, daß die oben beschriebenen Phasen mit den Zielsetzungen des DFJW und denen der Forschungsprogramme nicht übereinstimmen, sahen wir uns veranlaßt, einen anderen Animationsstil zu entwickeln, bei dem die Fragen nach den Beziehungen zwischen dem „drinnen“ eines Seminars und der Außenwelt, nach dem Zeitablauf, nach der Geschichte gezielt angegangen werden können und damit natürlich auch die Rolle unserer Animation.

Wir haben den Eindruck gewonnen, daß diese Wende den Anfang für eine qualitative Veränderung dargestellt hat, deren Möglichkeiten bei Beendigung dieser Forschungsprogramme noch nicht voll ausgeschöpft werden konnten.

In einer dritten Phase erlaubte es sich das Animationsteam schließlich, interne Spannungen zu verdeutlichen, seine Entscheidungen zu erklären und die Machtstrukturen und Herrschaftsbeziehungen zum Vorschein zu bringen. Im Team zeigten sich Widersprüche, ohne daß sie vorher schon bearbeitet werden konnten. Es entstand eine Art *Grabenkrieg*. Das Alltagsleben, das soziale Umfeld, die historische Dimension kamen hier und dort zum Tragen, wurden aber sofort wieder verdrängt. Man fürchtete, es könne zu sehr verletzen. Der wesentliche Unterschied zu den vorherigen Phasen bestand darin, daß ein Teil der Animatoren die Illusion aufgab, nur als „Diener“ der Gruppe intervenieren zu können. Diese Einstellung, nach der der Animator sich selbst ausklammern muß, um die anderen besser verstehen zu können, führt dazu, daß er sich als Person ignoriert, daß er sich nur als Funktionsträger erlebt. Uns schien und scheint es vielmehr notwendig, daß der Animator sich selbst mit seinem eigenen Leben einbringt, und zwar ohne als Beispiel

gelten und ohne überzeugen zu wollen, aber indem er den Teilnehmern „zeigt“, daß er sich als Individuum ernst nimmt, regt er sie dazu an, sich als „Subjekt“ wahrzunehmen. So lange er nur als Träger einer Funktion auftritt, kann er auch die anderen nur funktionalisieren. Subjekt-Objekt-Beziehungen bleiben so bestehen. Nur durch wirklichen Dialog, authentische Konfrontation von Subjekt zu Subjekt können die Unterschiede und die Bedingungen einer Zusammenarbeit herausgearbeitet werden.

In der vierten Phase und in Übereinstimmung mit dem neuen Rollenverständnis entwickelte ein Teil der Teammitglieder eine neue Haltung. Schließlich konnte auch die soziale Realität der einen und der anderen angegangen werden. Die Machtstrukturen wurden bewußt gemacht. Dialog und Konfrontation fanden auf einer realeren Ebene statt. Man bezog sich auf das Alltagsleben und auf den zeitlich-räumlichen und sozialen Rahmen des Seminars, wodurch die individuelle und die nationale Geschichte an die Oberfläche kam.

Unser Weg führte von der finanziellen, institutionellen und beruflichen Macht, die vom Animationsteam mit dem herkömmlichen Verfahren ganz selbstverständlich ausgeübt wird, ohne in Frage gestellt zu werden, bis hin zu einem neuen Verständnis der Machtausübung, bei dem diese Macht selbst Gegenstand der Forschung und der Infragestellung ist. Der Weg führt von einer unbeweglichen und starren hin zu einer offenen und entwicklungsbereiten Verfahrensweise, von der Zusammenarbeit im Team um jeden Preis hin zu einer Bejahung der Unterschiede auf allen Ebenen (Geschlecht, Alter, Klasse, Region, Land ...) sowohl bei Animatoren als auch bei den Teilnehmern. Von einem reduzierenden und verschleiern

Verfahren, das nur die nationale Dimension erfaßt und alles andere ignoriert, wird zu einer Methode übergegangen, die die bestehenden Gegensätze aufgreift, sie beleuchten will, um einen Pluralismus zu erreichen, der sich der europäischen Realität annähert.

Wir betrachten diese Phase als einen entscheidenden Schritt in jene Richtung, die von den Richtlinien des Jugendwerks angestrebt wird, weil damit versucht wird, die Fähigkeit zum Zuhören zu entwickeln und die üblichen sterilen rhetorischen Sprüche zu überwinden.

Phasen, die auf den ersten Blick als vertan erscheinen (die Lähmungsphase beispielsweise), sind zugleich von erheblicher Bedeutung, weil in ihnen spätere Entwicklungen eingeleitet werden.

Dabei darf aber nicht der große Einfluß übersehen werden, der durch Gewohnheiten, durch eingefahrene Verhaltensweisen, durch Widerstände der Teilnehmer, der Gruppe und der Institutionen ausgeübt wird. Daher ist die Überwindung dieser Hindernisse nur durch eine langfristige Arbeit möglich.

## Nachwort

Heute finden sich die Jugendlichen meistens nicht mehr in den Begriffen der Richtlinien des Jugendwerks wieder. Weder Versöhnung noch das Erlernen des Zusammenlebens sind Themen, weil ihnen diese Zielsetzungen als selbstverständlich erscheinen. Selbst Europa ist für sie nicht mehr aufzubauen. Es ist schon da: sie fühlen sich als Teilhabende oder Ausgeschlossene. Was auf dem Spiel steht, sind transversale Fragen wie die Umweltverschmutzung, die Ausgrenzung, Rassismus, Aids, humanitäre Hilfe, Bioethik usw. Für die Jugendlichen geht es nicht mehr darum, sich besser kennenzulernen und Fähigkeiten interkultureller Kommunikation zur Zusammenarbeit oder zum gemeinsamen Aufbau zu entwickeln, sondern darum einen gemeinsamen Sinn zu stiften und transnationale Solidaritäten herzustellen.

Wenn vor 20 Jahren Politik und Geschichte ausgeklammert waren, weil die dadurch notwendig aufgeworfenen Fragen zu störend gewirkt hätten, was die Sicht auf die Vergangenheit und Zukunftsprojekte betrifft, so wird heute beides als überflüssig betrachtet, weil alles schon gelaufen ist.

Die Bewegungsfreiheit der Personen, der Güter, der Dienstleistungen, der Informationen, all das, was man Globalisierung nennt, hat dazu geführt, Entfernungen zu reduzieren und die Geschwindigkeiten der Übertragungen zu beschleunigen. Dieses könnte an den Sieg der Homogenisierung der Kulturen glauben lassen. In diesem Fall wären nur die kulturübergreifenden (transkulturellen) Fragen (alles was

gemeinsam ist) und nicht mehr das „inter“ als die Frage in den Zwischenräumen interessant (und das sind jene, die gegenseitige Anpassungen erfordern).

Wenn allerdings grundsätzliche „transkulturelle“ Fragen sich wie z. B. bei der Umweltkonferenz in Rio stellen, dann zeigt sich, daß der Stein des Anstoßes oft gerade in interkulturellen Fragen liegt und in den Vernetzungen der Ursachen für die „schlechten Funktionsweisen“. Allerdings werden diese nur zu häufig als lediglich episodische Widerstände der Kulturen aufgefaßt.

Am anderen Extrem findet sich ein Oppositionspol, der den einschneidenden Erfolgsweg nordamerikanischer kultureller und ökonomischer Modelle und die Vereinnahmung des Restes der Welt ankreidet, was man z. B. bei den Grünen, den NGO, in der Monatszeitschrift „*Le Monde Diplomatique*“, den Anhängern der Tobin-Steuer und den Gegnern der WWO findet. Aus dieses Sicht scheint das „deutsch-französische“ ebenfalls überholt.

Diese beiden gegensätzlichen Pole legitimieren jeder auf seine Weise die europäische Ebene als das erste Niveau, auf dem Deutsche und Franzosen nachdenken und sich abstimmen sollten.

Bilateraler Austausch, der sich im Bereich der Freizeit oder auf der ersten Stufe der internationalen Beziehungen ansiedelt, dürfte von nun an ziemlich rasch überholt sein, da er zur Behandlung der Fragen von heute nicht mehr angemessen ist.

Zum ersten Mal hat sich das DFJW einen Orientierungsbericht für die Jahre 2000-2002 mit dem Titel „Neuer deutsch-französischer Dialog“ gegeben. Implizit stimmt dieser Bericht mit den in diesem Arbeitsheft beschriebenen Schwierigkeiten überein. In der

Zusammenfassung finden sich folgende Zielsetzungen:

- „- Die Förderung von Engagement und Zivilcourage ausgehend von der aktuellen politischen und gesellschaftlichen Diskussion in den beiden Ländern.
- Impulse zur erhöhten internationalen Kompetenz im Bildungswesen.

Dies alles geht nicht ohne die Bereitschaft zur Erneuerung. Dazu gehören auch Geschichte und Erinnerungskultur, die mehr denn je den dynamisierten deutsch-französischen Beziehungen einen Sinn geben. Ohne die Wurzeln und die Herkunft nationaler Traditionen sowie deren Gegensätzlichkeit zu kennen, aber auch ohne die im Laufe der Geschichte Frankreichs und Deutschlands erfolgten Kulturtransfers zu berücksichtigen, gibt es kein solides Fundament für den Bau des europäischen Hauses“.

Der Orientierungsbericht stimmt also unseren Analysen zu. Was damals unmöglich war, wird heute möglich: von den Interessen der Jugendlichen ausgehen, von den Fragestellungen von heute, Selbstorganisation fördern, Einbezug der Geschichte, wie dies die Ergebnisse der seit Ende der 70er Jahre durchgeführten Forschungsarbeiten aufgezeigt haben. Dieses setzt natürlich voraus, daß Ausbildungsprogramme für Animatoren immer wieder überdacht werden, daß Animation wieder den Schwerpunkt auf jene Dynamik von Erziehung und Bildung legt, die die interkulturellen Situationen und die Problematiken der Jugendlichen von heute ernst nimmt.